

## **Rezensionen**

**Bartoszewicz, Iwona; Szczęk, Joanna; Tworek, Artur  
(Hg.): Im Anfang war das Wort II.  
Dresden-Wrocław: ATUT-Neisse, 2013  
(= Linguistische Treffen in Wrocław Vol. 9). 373 S.**

Den Titel „Im Anfang war das Wort“ trug die vom 21. bis zum 23. September 2012 am Institut für Germanistische Philologie der Universität Wrocław vom Lehrstuhl für die Deutsche Sprache veranstaltete Konferenz, die im Rahmen der seit 2006 alle zwei Jahre abgehaltenen internationalen Tagungsreihe „Linguistische Treffen in Wrocław“ stattfand<sup>1</sup>. Das biblische Zitat war kein zufällig gewählter Name der Konferenz, er versteht sich – wie die Herausgeber des rezensierten Bandes im Vorwort formulieren – als „eine intellektuelle Inspiration und ein methodologischer Ausgangspunkt für linguistische Analysen“ (S. 9). Den Fokus des Interesses der Konferenzbeiträge stellt somit die Forschungseinheit ‚Wort‘ dar, die unter diversen linguistischen bzw. interdisziplinären Blickwinkeln diskutiert wird.

In der vorliegend rezensierten, sich als inhaltliche Fortsetzung des vorigen, bereits 2012 unter dem gleichen Titel erschienenen Bandes erweisenden Publikation, wird der zweite Teil der Konferenzbeiträge dokumentiert: Es werden 38 Texte, darunter fünf Beiträge des Doktorandenforums, veröffentlicht.

Die Artikel von Autoren aus 6 Ländern (Deutschland, Frankreich, Österreich, Polen, Tschechische Republik, Ungarn) werden nicht in thematische Einheiten geordnet, sondern alphabetisch nach Autorennamen dargestellt. Die Vielfältigkeit der z.T. interdisziplinären Beiträge wird damit auch durch die ungezwungene, keine inhaltlichen Kategorien vorgegebene Rahmenkonstruktion repräsentiert. In den ausnahmslos deutschsprachigen Beiträgen erscheinen u.a. diachron und synchron orientierte systemlinguistische resp. theolinguistische, fremdsprachendidaktische und translatologische Fragestellungen. Der Band beginnt mit einem Vorwort der Autoren bzw. einem Nachruf für Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek, den ehemaligen Direktor des Instituts für Germanische Philologie der Universität in Wrocław, und wird durch die englischsprachigen Abstracts und Keywords zu den einzelnen Themenbereichen sowie eine Auflistung der institutionellen Zugehörigkeit der Autoren abgeschlossen. Die vorliegende Rezension folgt nicht der Reihenfolge der einzelnen Aufsätze, stattdessen wird der Versuch unternommen, trotz der Diversität der Beiträge Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Themenstellungen zu entdecken und sie dieser Logik folgend zu präsentieren. Der Zweiteilung des Bandes Rechnung tragend werden im ersten Teil der

1 Vgl. Smulczyński, Michał: Bericht über die internationale Konferenz *Im Anfang war das Wort*, 21.-23.09.2012, Wrocław. In: *Germanica Wratislaviensia* 138 (2013). <http://gwr.wuwr.pl/category/138-2013-293> (Stand: 28.01.2015).

folgenden Beschreibung die ‚Texte‘, d.h. Dokumentationen der Konferenzbeiträge (S. 15-323), im zweiten die Artikel des ‚Doktorandenforums‘ (S. 325-357) dargestellt. Es ist zu bemerken, dass es wegen der hohen Anzahl der Arbeiten leider als begründet erachtet wurde, einigen Beiträgen weniger Aufmerksamkeit zu schenken als anderen – die unausgeglichene Proportionalität widerspiegelt dennoch keine wertende Absicht.

Die Reihe der Texte eröffnet Bernd G. Bauske mit einer Abhandlung über Arno Schmidts Übersetzungen. Monika Bilik-Jaśków befasst sich in ihrem Artikel ebenfalls mit translatologischen Fragestellungen: mit der „Problematik der Übersetzbarkeit von [deutsch- und polnischsprachigen] Werbeslogans vor dem Hintergrund der Skopostheorie“ (S. 35). In ihrer Arbeit widmet sich Anna Urban der Frage der Übersetzbarkeit von Wortspielen in Steinhöfels Kinderbuch „Rico, Oskar und die Tieferschatten“, wobei sie die deutschen Originalauszüge mit den jeweiligen englisch- und polnischsprachigen Belegen vergleicht. Bei Ilona Czechowska steht die Frage nach der Wortwörtlichkeit in der Übersetzungswissenschaft im Mittelpunkt des Interesses, während Anna Małgorzewicz in ihrem Beitrag deutsche und polnische Übersetzungen des Neuen Testaments analysiert.

Elżbieta Kucharska-Dreiss charakterisiert in ihrem Aufsatz drei religiös motivierte Entlehnungen, sie geht auf ihre Herkunft, ihre Bedeutung und ihren Gebrauch in Nehmersprachen ein. In der Studie „Herz und Erbauung in der pietistischen Aufklärung“ von Michael

Thiele geht es um die rhetorische Verwendung des im Titel genannten Lexempaars. Vor allem die theologische Bedeutung des Wortbegriffes steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von Reinhold Utri. „Eine lexikale und semantisch-lexikale Vergleichung“ (S. 307) nimmt sich Pavlína Žídková in ihrer Studie „Die konfessionsspezifischen Termini in der Fachsprache der katholischen Kirche im Französischen und Tschechischen“ zum Ziel. Zu den theolinguistischen Arbeiten ist auch der Beitrag von Sebastian Kiraga zu zählen, der in seinem Text „einige erste, vorsichtige Überlegungen für ein vielleicht einmal zu verfassendes ‚Wörterbuch der Zeugen Jehovas‘“ formuliert (S. 123).

In seinem diachron orientierten Aufsatz beschreibt Boris Blahak poetische, aus dem niederbayerischen Donauraum stammende Grabinschriften der Barockzeit. Mit Grabinschriften setzt sich auch Józef Jarosz in seinem Artikel auseinander, wobei er Stilfiguren der Umstellung in deutschen, zwischen 1790 und 2010 entstandenen Inschriften analysiert. Ein scheinbar widersprüchliches Themenpaar – „gesprochene Sprache“ und „Sprachgeschichte“ – erscheint im Titel der Abhandlung von Renata Budziak, in der sie schildert, ob und falls ja, auf welche Weise es möglich ist, die historische Mündlichkeit trotz fehlender sprachlicher Daten zu erschließen. Der Analyse anaphorischer Referenzmittel von zwei althochdeutschen Texten wendet sich Monika Schönherr in ihrem Beitrag zu, während bei Jolanta Knieja „die etymologische Entwicklung des deutschen Lexems *Arbeit*“ (S. 138) beschrieben wird.

Einen Einblick in das Profil „der mit ‚Wort‘ bezeichneten sprachlichen Größe“ (S. 177) erhalten wir dank des Beitrages von Gottfried Marschall. Ebenfalls auf die Explikation eines konkreten Lexems geht Rafał Szubert ein, wobei er seinen lexikalisch-semantisch orientierten Beitrag auf den Personenbegriff fokussiert. Marcelina Kałasznik gewährt einen Einblick in ein reiches Korpus von Eisdessert-Bezeichnungen, deren attributive Struktur sie in ihrer Abhandlung untersucht. Mit Nahrungsbezeichnungen setzt sich auch Stefan Ludwin auseinander, der „deutsche und polnische verbale Ableitungen [...] [an einem] aus digitalen Wörterbüchern und dem Internet exzerpierte[n] Korpus“ (S. 161) untersucht. Ebenso „korpusbasiert und [deutsch-polnisch] konfrontativ angelegt“ (S. 221) ist der Aufsatz „Deutsche euphemistische Phraseologismen und ihre polnischen Äquivalente“ von Stanisław Prędoła. Agnieszka Stawikowska-Marcinkowska präsentiert die Ergebnisse ihrer Untersuchung zu „Adjektiv-Substantiv-Kollokationen aus der deutschen Zivilprozessordnung“ (S. 259). Mehrworteinheiten widmet sich auch Anna Radzik in ihrem Beitrag „Kollokationen im ‚Variantenwörterbuch des Deutschen‘“. Der Reihe der deutsch-polnischen vergleichenden Untersuchungen kann auch der Beitrag von Małgorzata Sieradzka zum Thema „sozialistische Neologismen“ (S. 249) zugeordnet werden. Karin Pittner analysiert in ihrem Beitrag „Wertende Adjektive in der Jugendsprache“, hauptsächlich an aus Internetforen stammenden Belegen. Janusz Stopyra befasst

sich mit Fragen der Wortbildung, wobei er sog. uneigentliche Komposita und Rektionskomposita beschreibt. Syntaktischen Fragestellungen geht Piotr Żyromski in seinem Beitrag „Subordination – Versuch einer Klärung“ nach. Den Schwerpunkt des Artikels von Katarzyna Krzemińska bilden die sprachwissenschaftliche Disziplin Textlinguistik und Texte als kommunikative Produktionsgrößen. Elżbieta Pawlikowska-Asendrych unternimmt in ihrem Beitrag eine linguistische Analyse von Beschwerdestrategien im politischen Diskurs. An der Peripherie dieser vorwiegend systemlinguistisch orientierten thematischen Gruppe soll der Beitrag von Grzegorz Pawłowski Erwähnung finden, der sich in seinem Aufsatz semantische Fragen stellt, um die idiolektale Bedeutung zu beleuchten.

Isabela Bawej widmet sich in ihrer Arbeit dem Thema Wortwahl-Fehler von Fremdsprachenlernern unter dem Einfluss der Muttersprache, wobei Fehlerbeispiele polnischsprachiger Studierender zur Konkretisierung des Gedankenganges präsentiert werden. Die im DaF-Unterricht praktisch relevante Muttersprache-Fremdsprache-Problematik erscheint, wenn auch im Hinblick auf einen anderen Aspekt, auch bei Barbara Czwartos, die in ihrem Beitrag der Frage nach der Sprachwahl des Fremdsprachenunterrichts nachgeht. Eine spezifische Art der Unterrichtskommunikation wird bei Beata Grzeszczakowska-Pawlikowska empirisch untersucht: Sie analysiert den Sprech- und Körperausdruck polnischer Germanistikstudierender im universitä-

ren Kontext am Beispiel von Seminarreferaten sowie die Wirkung dieser auf ihre deutschsprachigen Kommilitonen. Last but not least soll eine bemerkenswerte biographische Abhandlung aus der Reihe der ‚Texte‘ Erwähnung finden, die keiner der obigen, an sich schon durchlässigen Themengruppen zugeordnet werden konnte: Den Schwerpunkt des Beitrages von Peter Ernst bildet die Familiengeschichte von Leonard Bloomfield und seine Beziehung zu Martin Buber.

Das Doktorandenforum eröffnet den Beitrag von László Barna, in dem er das Droste-Hülshoff-Werk „Die Judenbuche“ und die ungarischsprachige Übersetzung von Lőrinc Szabó komparativ durchleuchtet. Dialektologische Fragestellungen erscheinen bei Nicolai Czemplik, der sein Augenmerk auf die laut einer statistischen Erhebung aus dem Jahre 2012 unbeliebteste Mundart, das Sächsische, richtet, sowie bei Julia Nesswetha, die in ihrem Aufsatz die Merkmale der sprachlichen Varietät „Prager Deutsch“ bei Kafka beschreibt.

Magdalena Urbaniak-Elkholy wendet sich komplexen Partizipphrasen und ihren polnischen Entsprechungen zu und analysiert diese „um die Differenzen hinsichtlich der morphologischen Gestalt [...] und der Position der Attribute innerhalb der jeweiligen Phrase herauszustellen“ (S. 349). Das Doktorandenforum abschließend unternimmt Joanna Woźniak eine deutsch-polnisch kontrastive morphologische Analyse von Kollokationen in Gründungsverträgen der Europäischen Union.

Wie die obige Darstellung der Beiträge zeigt, findet man eine bunte Palette an wissenschaftlichen Interessen im Band „Im Anfang war das Wort II“, wobei zu bemerken ist, dass man ein Gesamtbild über die Vielfältigkeit der Themenbereiche der dokumentierten Konferenz nur durch das Hinzuziehen des ersten Bandes gewinnen kann. Band II ist nichtsdestoweniger allen zu empfehlen, die sich für aktuelle Forschungsfragen der germanistischen Linguistik interessieren.

*Ágnes Huber (Budapest)*

**Bernáth, Árpád; Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm, 2012 (= Acta Germanica 13). 419 S.**

„Wir sind an die Fabel des Faust so gewöhnt, dass es uns ausnehmend schwer fällt, sie mit frischem Blick zu betrachten“ – sagte Emil Heinrich du Bois-Reymond schon vor 130 Jahren in seiner Rede „Goethe und kein Ende“ zum Antritt des Rektorats der damaligen Friedrich-Wilhelm Universität zu Berlin, Rechtsvorgänger der heutigen Hum-

boldt-Universität. Auf den rasch bekannt und strittig gewordenen Text reagierten bald mehrere Kritiker, unter dem humoristischen Pseudonym Egon Ipse auch der Theologe Wilhelm Kreiten. In seiner Schrift „Faust und kein Ende“ kritisiert er Goethes „Faust“ und die Faust-Legende aus einer anderen Perspektive, als dies du Bois-Reymond tat, nämlich

aufgrund von theologisch-ethischen Gesichtspunkten. Mit der Titelgebung des Sammelbandes „Faust I und kein Ende“ knüpfen die Herausgeber an diese Diskussion an, indem sie ihrerseits (wenngleich durchaus ironisch) herauszustellen versuchen, dass der Text und die durch ihn gebotenen Perspektiven immer noch unerschöpft sind und die Goethe-Forschung zu immer neuen Konfrontationen einladen.

„Faust I und kein Ende“ war auch der Titel des internationalen Symposions, das 2008 an der Universität Szeged stattgefunden hat, in einer Stadt, die über durchaus lange Traditionen der Goethe-Forschung verfügt. Anlass der Konferenz war das zweihundertste Jubiläum der Erstausgabe von „Faust I“. Die Veranstalter der Tagung waren die Ungarische Goethe-Gesellschaft und das Institut für Germanistik der Universität Szeged. Im ersten Teil der Tagung präsentierten junge Goethe-Forscher und -Forscherinnen ihre Projekte in zwei Sektionen. Im zweiten Teil wurden Themen in vier Themenkategorien gebündelt: 1. Gender, 2. Philosophie und Theologie, 3. Naturwissenschaft und 4. Theater, Film und Kunst. Der Band basiert auf Vorträgen der Tagung, ergänzt durch weitere Beiträge und Rezensionen zum Thema des Symposions. Auf dieser Grundlage sind die vier Schwerpunkte von „Faust I und kein Ende“ entstanden: 1. Goethes Dichtung in kulturwissenschaftlichem Zusammenhang, 2. Die Tragödie „Faust“ im Kontext der Zeit, 3. Bezugstexte der Tragödie – „Faust“ als Bezugstext und 4. „Faust“ auf der Bühne.

Dabei wird in den Beiträgen trotz der Titelgebung – und wohl aus verständlichen Gründen – nicht ausschließlich der erste, sondern auch der zweite Teil der Tragödie mit einbezogen. Bereits im ersten Aufsatz des kulturwissenschaftlichen Blocks fragt *Ulrike Zeuch* unter dem Titel „Das Verhältnis von Literatur und Philosophie am Beispiel von Goethes Faust“ nach der zentralen philosophischen Frage des Werkes („Was ist der Mensch?“). Ihre Reflexion gilt der Strebweite von Antworten, die auf diese Frage gefunden werden, bzw. ihrer literarischen Gestaltung. Die Erfahrungen, die Faust macht, werden mit der Prämisse des guten Menschen und mit der göttlichen Gnade in Verbindung gebracht. Es besteht auch die Frage, wie man die Gewalttätigkeit der Natur und des Menschen erklären kann. Zwar sind Goethes Methoden und Antworten nicht universell, Fausts Figur wurde jedoch zum Prototyp des Menschen, der ständig nach den großen Wahrheiten des Lebens sucht. *Lajos Mitnyán* konfrontiert in einem virtuellen Gespräch Goethes Wissenschaftsauffassung mit ausgewählten Thesen Heideggers über Erkenntnis und Wissenschaft, deren Parallelität er als Metaphysik der Natur begreift und detailliert ausführt. *Ágnes Simon-Szabó* – von der der Band gleich zwei Aufsätze enthält – schreibt in ihrem zu diesem Block verfassten Beitrag darüber, wie die methodisch-strukturellen und inhaltlichen Elemente der Farbenlehre bzw. die Probleme der Wahrnehmung als Mittel zur Darstellung von

Mephistopheles' Blendwerk dienen. Innerhalb des kulturwissenschaftlichen Teils befinden sich auch weitere Studien aus den Bereichen Philosophie, Ästhetik, Theologie und Naturwissenschaften zu Themen wie z.B. „Faust als Diskurs-Topos der Naturwissenschaftler“ (*Bianca Bican*), „Die Beziehung zwischen Goethe und Schelling, mit besonderer Rücksicht auf die Naturauffassung von beiden“ (*Gábor Lovas*) sowie über „Die religiöse Geprägtheit des jungen Goethe“ (*Isabelle Kesselheim*). Im zweiten thematischen Block wird die Tragödie im Kontext der Zeit interpretiert. *István Fried* untersucht die Frage des ‚Faustischen‘ mithilfe zweier signifikanter Zitate. Das erste Motto weist auf den Unterschied der Figuren von „Faust I“ und „Faust II“ hin: ihre Sichtweisen unterscheiden sich je nachdem, wie die Figur aus ihrem irdischen Dasein das Göttliche/Ewige begreifen will, d.h. „durch die Spekulation des Wissenschaftlers oder durch die Erkenntnis, dass er seine eigene Begrenztheit einsieht, und somit platonische, bzw. neoplatonische Deutungen, Ausdrücke, Ideologie zur Hilfe nimmt.“ (S. 168) Im zweiten Teil seiner Studie erwähnt Fried (ohne Stellungnahme in der Frage) weitere Zusammenhänge zwischen „Faust I“ und „Faust II“: Man könne, so Fried, im ganzen Werk dem Weg Fausts folgen entweder in der kleineren oder in der großen Welt, und die Abenteuer – die auch durch eine „konsequente Linienführung der Motive“ (S. 168) verknüpft seien – würden im fünften Akt erläutert. *Árpád Bernáth* interpretiert

Goethes Faust im Spiegel der drei Initiationstexte (Zueignung, Vorspiel, Prolog), indem er deren Funktionen nachweist. Im thematischen Block „Die Tragödie ‚Faust‘ im Kontext der Zeit“ werden diverse Aufsätze mitgeteilt, wobei es sich erweist, dass die Titelgebung auch Provokationen birgt: so legt *Péter Litván* in seinem Aufsatz „Unsere Zeit/Faust=1? Eine Streitschrift wider die Zeit“ dar, dass die politisch-ideologischen Strömungen letzterer Zeit und das Werk auffällige Parallelen aufweisen können. In seinem rezeptionsästhetischen Aufsatz beantwortet *Béla Bacsó* seine Titelfrage „Ist der Zweite Teil Goethes Faust eigentlich lesbar?“ damit, dass das Werk trotz der poetisch-symbolisierenden Gestaltung, der traumartigen Sinnestäuschungen, des Spiels mit der Ironie, der Lückenhaftigkeit, die den Zugriff zu einer eindeutigen Interpretation erschweren, lesbar und auch lesenswert sei.

Der dritte Teil – „Bezugstexte der Tragödie – Faust als Bezugstext“ – enthält mehrere Studien, in denen Werke der Weltliteratur mit Goethes Drama verglichen werden. Darunter finden sich rezeptionshistorische Beiträge und auch die Bewertung einer ungarischen Faust-Übersetzung von Zoltán Franyó (*Enikő Gocsmán*). Einen markanten Schwerpunkt bilden hier die unterschiedlichen Verarbeitungen der Legende von Faust, zum Beispiel in Jesuitendramen (*András István Hegedűs*) oder bei Chamisso (*Magdolna Orosz*). Zu den Paralleluntersuchungen von Helden- und Textvergleichen gehören z.B. *Szilvia Ritz'* Beitrag

„Dorian Gray als Anti-Faust“, *Judit Barnas* Vergleich mit den frühen Werken Hugo von Hofmannsthals und *Márta Gaáls* Analyse zu Bulgakows „Meister und Margarita“. Über weibliche Faust-Figuren schreiben *Anita Czeglédy* (im Zusammenhang mit Lea Singers Roman „Mandelkern“) und *Josip Babič* (über Vuk Vučos „Der weibliche Faust“). Umfangreich ist der Beitrag von *Linda Tóth-Kovács*, in dem die Veränderung des Goethebildes bei Friedrich Nietzsche untersucht wird.

„Faust auf der Bühne“ ist mit drei Beiträgen aus dem Gebiet der Theaterkritik im Zusammenhang mit Faust-Aufführungen der kürzeste thematische Block des Bandes. *Ágnes Simon-Szabó* teilt hier eine Rezension über Bernd Mahls Monographie „Faust auf der Bühne (1806-1998) Fragment. Ideologiestück. Spieltext“ mit und *László Klemm* berichtet über Kritiken von Faust-Aufführungen der deutschen Bühnen in Pest und Ofen. In den beiden Städten – damals noch nicht vereint – gab es in der Reformzeit eine blühende deutschsprachige Theaterkultur, die bis zum Feuerbrand des Deutschen Theaters in Pest 1847 andauerte. Klemm untersucht das Thema anhand von zwei theaterkritischen Blättern, einerseits in der Beilage „Schmetterling“ der in Pest erschienenen Zeitschrift „Spiegel“, andererseits in der in Leipzig erschienenen „Allgemeinen Theater-Chronik“. Der Aufsatz von *Ute Michailowitsch* und *Gabriella Nóra Tar* präsentiert die Studentenbühne der Universität *Babeş-Bolyai Klausenburg* THÉ, die ihre Aufführun-

gen größtenteils in deutscher Sprache verwirklicht. Die beiden Autorinnen beschreiben den Hintergrund und den Plan einer dreisprachigen (deutsch-rumänisch-ungarischen) Faust-Aufführung auf dieser Studentenbühne.

Die *Mise-en-scène* der Tragödie gewinnt in diesem Band auch aus einer anderen Sicht an Bedeutung. Die vier Illustrationen des Bandes, die mit den vier oben genannten thematischen Schwerpunkten verknüpft sind, stammen aus Anton Némeths „Goethe und die moderne Bühne“, das aus den Entwürfen für Inszenierungen von Goethes Dramen zusammengestellt und veröffentlicht wurde. Anton Németh war Theaterdirektor und Autor mehrerer theatergeschichtlicher Werke sowie Regisseur u.a. des Szege-diner Stadttheaters zwischen 1929 und 1931. Er plante eine großangelegte Inszenierung von „Faust I“ als Vorbereitung auf Goethes hundertsten Todestag. Aus diesen Vorarbeiten gingen auch die als Illustrationen des Bandes dienenden Bühnenpläne hervor. Bei den Skizzen half Németh der begabte Maler und Bühnenbildner *Álmos Jäschik*, der neben zahlreichen Aufträgen auch eine Privatschule leitete, in der er u.a. technische Kenntnisse des Theaters vermittelte (Bühnen- und Kostümgestaltung, Modellbau). Die beiden Theatermänner arbeiteten für die Faust-Aufführung sogar eine spektakuläre und praktische Bühnentechnik, eine spezielle Beleuchtung und mehrere Bühnenteile aus, die sich drehen, senken und schieben ließen. Die Illustrationen des Bandes geben die



Bühnenpläne für Fausts Studierzimmer, die Hexenküche, Gretchens Zimmer und den Garten wieder.

Zum Buchumschlag sei noch erwähnt, dass er einen künstlerischen Beitrag zur Farbenlehre Goethes präsentiert. Da 2010 das 200. Jubiläum von Goethes Farbenlehre begangen wurde, kündigte die Gesellschaft Ungarischer Designgrafiker und Typographen einen Plakatwettbewerb an, in dem Entwürfe zu Goethes Farbenlehre angefordert wurden. Den ersten Preis gewann das Konzept von Péter Orbán („Grauer Punkt“), in dem das Wort ‚Ende‘ mosaikartig in zwei Teile geschnitten ist, ergänzt durch graue Punkte. Wenn man sich auf den einen grauen Punkt konzentriert und danach den Blick auf den anderen grauen Punkt richtet, erscheint im Hintergrund der fehlende Textteil.

Der Band ist in der Schriftenreihe „Acta

Germanica“ des Instituts für Germanistik der Universität Szeged erschienen, in der seit 1987 zahlreiche Sammelbände zu Fragen der Linguistik und Literaturgeschichte publiziert wurden. Er behauptet keine fortlaufende Beziehung zwischen der zu Beginn erwähnten, gleichnamigen Schrift von Egon Ipse alias Wilhelm Kreiten. Trotzdem verdient er zum Abschluss ein passendes Zitat aus seinem buchverlegerischen Namensvetter, sind doch die Herausgeber bzw. der Autor in dieser Frage wahrscheinlich einer Meinung: „Als Maaßstab unseres Urtheils diente uns der gesunde Menschenverstand, und wir gingen in der Bewunderung des Altmeisters nicht weiter, als unsere Logik und das Geleite zu geben bewegen werden konnte.“

*Olga Surinás (Szeged)*

**Bombitz, Attila; Csúri, Károly (Hg.):  
Wege in die Seele – Ein Symposium zum Werk  
von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens, 2013  
(= Österreich-Studien Szeged; 7). 144 S.**

Dem Vorwort des von Attila Bombitz und Károly Csúri herausgegebenen Sammelbandes zu Arthur Schnitzlers Werk entsprechend handelt es sich bei diesem Band um eine Arbeit, die einen Mangel beheben soll: Die Verfasser der einzelnen Beiträge widmen sich in ihren Aufsätzen neben den in Ungarn von einem breitem Publikum gelesenen Schnitzler-Werken auch mit weniger bekannten Texten dieser symbolischen Gestalt der Wiener Moderne.

So werden der Fachwelt Persönlichkeit und Werk Schnitzlers nuanciert und anhand von unterschiedlichen Methoden und Annäherungsweisen vorgestellt. Dietmar Goltschniggs Beitrag eröffnet den Sammelband. Im Gegensatz zu den übrigen Aufsätzen des Bandes wird hier kein konkretes Werk analysiert, sondern die Auseinandersetzung zwischen Schnitzler und einem seiner schärfsten Kritiker, Karl Kraus. Diese war von extremen Gefühlen geprägt –

von Eifersucht und Neid vonseiten des Kritikers einerseits und Kränkung und Sensibilität vonseiten des Objekts der Kritik andererseits. Schnitzler nennt Kraus trotz Hinweis auf sein Talent den „kleinen Kraus“: „Wenn man ihn ohrfeigt, ist er beleidigt, wenn man ihn nicht ohrfeigt, nimmt er es als Bestechungsversuch.“<sup>2</sup> Von wenigen positiven Besprechungen, wie beispielsweise beim „Leutnant Gustl“, abgesehen lässt Kraus kaum eine Gelegenheit aus, seine negative Meinung von Schnitzler zu äußern. Anlässlich des 50. Geburtstags von Schnitzler fühlte Kraus sich zu einer Publikation inspiriert, in der er den österreichischen Schriftsteller und sein Werk als seicht, schlaff, sentimental, melancholisch, morbid und dekadent bezeichnete. In dieser ewigen Polemik der beiden ergriffen die Forscher laut Goltschnigg meist Schnitzlers Partei, auch wegen ‚der verdächtigen Haltung‘ von Kraus gegenüber Judentum und Antisemitismus.

Die Abhandlung von Magdolna Orosz befasst sich mit einem dem breiten Lesepublikum weniger bekannten Schnitzler-Werk, der Novelle „Der Sekundant“. Orosz verweist in ihrem Aufsatz darauf, dass von Schnitzler ‚der Tod‘, ‚das Duell‘, ‚die Liebe‘ und ‚das Spiel‘ als symbolische Grundthemen und

Motive stets zusammen auftreten. So ist es auch in dieser Novelle aus dem Spätwerk. Außerdem wird hier das Erlebnis von Enttäuschung und Selbstüberhöhung des Ich thematisiert. Die das Werk Schnitzlers prägende Verbindung von Traum und Erinnerung, die den Illusionverlust in einer zwischen Vergangenheit und Gegenwart steckengebliebenen Welt getreu darstellt, ist auch in dieser Novelle charakteristisch für Schnitzlers narrative Technik.

Károly Csüri beleuchtet die Rolle des ‚Spiels‘ als konstruktives Prinzip der Narration am Beispiel von „Fräulein Else“. Der Verfasser des Aufsatzes weist auf die in der Novelle präsenten Spiel-Motive hin – von der Eröffnungsszene (Tennispiel) bis zu Elses Selbstmord. Else spielt verschiedene Rollen und ringt mit Extremen. Das verführerische Spiel, die frivolen Gedanken, die Lust auf das Ausleben erotischer Fantasien auf der einen Seite und die Maxime zur Reinheit andererseits spalten ihren Charakter. Die Dualität von Ernsthaftigkeit und spielerischer Leichtigkeit lässt Csüri vermuten, dass sich das tragische Ende zwar vermeiden ließe, die Konfrontation von der Identifikation mit Rollen und mit den realen Verhältnissen das junge Mädchen aber in den Tod trieben.

Szilvia Ritz analysiert den Aspekt der Grenzüberschreitung anhand des seltener besprochenen Prosastücks „Ich“ von Schnitzler. Die Verfasserin des Beitrags stellt dazu die einzelnen Stationen der inneren Metamorphose der Hauptfigur Huber vom gesunden Zustand bis zur totalen geistigen Umnachtung vor,

2 Schnitzler, Arthur: Tagebuch 1879–1931. Hg. von Werner Welzig unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth, Susanne Pertlik und Reinhard Urbach von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften u.a. 10 Bde. (1893–1931). Wien: Österr. Akad. d. Wiss., 1981–2000. 3. Band: 1903–1908, 1991. S. 375.

veranschaulicht die Raffinesse der Schnitzlerschen Sprache und seines Stils und verdeutlicht die Ambivalenz der Erzählweise. Laut Ritz werde der Leser veranlasst, die emotionale Achterbahn der inneren Tragödie der Hauptfigur mitzuerleben, gerade weil die narrative Ebene die Spaltung von Hubers Psyche und Geist sukzessive mitvollzieht. Somit müsse der Rezipient der Hauptfigur ins Zwielficht von Ungewissheit und totaler Verwirrung folgen. Zsuzsa Bognár vergleicht die Novellen „Die Toten schweigen“ und „Der Tod des Junggesellen“, um Schnitzlers Grundkonzeption von ‚Tod‘ und ‚Ehebruch‘ zu analysieren. Bognár zitiert in diesem Zusammenhang die These von Bettina Matthias, wonach der Tod bei Schnitzler allgemein nicht aus inhaltlicher oder moralischer Perspektive von Bedeutung sei, sondern eine rein ästhetische Funktion erfülle. So würden aus diesem Grund die Frauenfiguren in den beiden verglichenen Texten ihre Auffassung von der Ehe überdenken. Nach Ansicht von Bognár komme dem Tod des jeweiligen Partners als Grundmotiv eine Bedeutung zu: in „Die Toten schweigen“ als unvermeidliches Geschehen, in „Der Tod des Junggesellen“ mit einem provokativen Nebenton. Schnitzler stellt den Tod nicht als tragisch dar, weil sich nach Bognárs Ansicht die Novellen als zwischen den Zeilen versteckte Gesellschaftskritik lesen ließen. Eleonora Ringler-Pascu thematisiert den Wertewandel bzw. Wertverlust während des *Fin de siècle*, als der Relativismus an die Stelle des früheren

Normsystems tritt. Die Wiener Moderne stellt dabei vor allem die menschliche Psyche in den Mittelpunkt. So kreisen die dramatischen Handlungen bei Schnitzler um das Liebesspiel mit seinen konträren Polen Treue und Untreue, Glück und Unglück, Liebe und Betrug sowie das Ewige und das Menschliche. Laut Ringler-Pascu durchschaue Schnitzler die hinter der superfiziellen Leichtigkeit steckende soziale Krise des *Fin de siècle* in Wien. Ihr Epizentrum ist die Krise der Identität und des Ich, in einem geistigen Milieu, in dem die Perspektive der Jugend nicht mehr im Rahmen der Ehe vorzustellen ist, sondern in der Sucht bohemer, erotischer Genüsse, unbeachtet der Gefühle anderer.

„Das weite Land“ und seine Doppelwelt werden von Zoltán Szendi vorgestellt. Es behandelt zwar tragische Schicksale, weist aber trotzdem eine signifikante Divergenz zu den klassischen Stücken auf: Die moralischen Positionen sind weniger vorgeprägt, infolgedessen bleibt der kathartische Höhepunkt aus. Szendi versteht dies als Hinweis darauf, dass in der oberflächlichen und moralisch gebrochenen *Fin de siècle*-Gesellschaft Konflikte nicht zu lösen seien. Schnitzler gehörte zu dieser Welt und hielt zugleich immer kritischen Abstand zu ihr. Indem Schnitzler sich bemühte, sowohl den Ansprüchen einer oberflächlichen Welt als auch tieferen intellektuellen Erwartungen zu entsprechen, hinterließ er laut Szendi ein genaues und authentisches Zeitdokument eines untergehenden Systems. Ausgehend von Elsbeth Dangel-Pelloquins Abhandlung über die zur Scham

neigende weibliche Seele belegt Judit Szabó in ihrer Analyse der „Komödie der Verführung“, dass die in Schnitzlers Komödie dargestellten Gefühle dazu beitragen, soziokulturelle Zeitphänomene kennen zu lernen und die moralischen Regeln einer Epoche aufzudecken. Szabó zufolge weist die Darstellung des Schamgefühls eine signifikant ästhetische Kapazität auf: So schildere Schnitzler die totale Auflösung des Individuums in der Wechselwirkung von Verbergen und Enthüllen. Márta Horváth untersucht Parallelen zwischen Formen der psychologischen Novelle und des Detektivromans im Text „Der tote Gabriel“. Laut Horváth hat die Erzählung zahlreiche Gemeinsamkeiten mit der Gattung Detektivroman, wie zum Beispiel genretypische Rollen: Gabriel ist das Opfer, Irene die Detektivin, Wilhelmine die Verdächtige und Ferdinand der Mittäter. Das Ziel der Erzählung entspricht ebenfalls dem eines Detektivromans: die Aufklärung der Umstände des Todesfalls. Die Verfasserin hält jedoch fest, dass die Novelle trotz alledem nicht vollständig dem Handlungsmuster eines Detektivromans folgt, weil viele Fragen und Details ungeklärt bleiben. Die Arbeit von Erzsébet Szabó behandelt eine der Schnitzlerschen Schicksalsnovellen, „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbogh“. Die Hypothese der Verfasserin, dass die rationalen und irrationalen Bedeutungen einander nicht ausschließen, verifiziert sich am Ende des Aufsatzes. Die Doppelung der Motivationsstruktur

ermöglicht die Erklärung des Geschehens auf zwei Ebenen: Sowohl die transzendenten Faktoren einer Prädestination als auch Kausalität sind in der Handlung gleichzeitig präsent. Die Wirkung der für die Jahrhundertwende und die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts typischen okkulten Tendenzen und die zeitgenössische Erkenntniskrise manifestieren sich so im Modell einer doppelten Welt.

Gerhard Hubmanns Abhandlung befasst sich mit der Novelle „Ein Abschied“ und gewährt einen Einblick in die hinterlassenen Autographen Schnitzlers, die in der Bibliothek der Universität von Cambridge aufbewahrt werden. Hubmann schildert die feinen Abweichungen, die zwischen dem Autograph als Vorlage und der gedruckten Novelle bestehen. Diese Abweichungen erhellen das Gewicht der stilistischen Differenzen, die von ausschlaggebender Bedeutung auf den Ausgang des Textes sind.

Der Band präsentiert zwar Novitäten der Forschung, ist nichtsdestoweniger aber auch für diejenigen geeignet, die sich ein genaueres Bild vom facettenreichen und komplizierten Lebenswerk Arthur Schnitzlers verschaffen möchten. Der Sammelband differenziert das bisher geschaffene Bild der Autorpersönlichkeit aus, hilft bei der Orientierung im Motivationssystem der einzelnen Figuren und beleuchtet die oft verborgene, bzw. kodierte Botschaft der Texte.

*Gabriella Szilvia Kuhn (Budapest)*

**Dengscherz, Sabine; Businger, Martin; Taraskina, Jaroslava (Hg.): Grammatikunterricht zwischen Linguistik und Didaktik. DaF/DaZ lernen und lehren im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft, empirischer Unterrichtsforschung und Vermittlungskonzepten. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2014. 256 S.**

Bei diesem Sammelband, herausgegeben von Sabine Dengscherz (Wien), Martin Businger (Luzern) und Jaroslava Taraskina (Ulan-Ude), handelt es sich um Beiträge, die aus verschiedenen Vorträgen in zwei Sektionen auf der Internationalen Tagung der Deutschlehrenden und Deutschlehrer (IDT) in Bozen im Sommer 2013 unter dem Motto „Deutsch von innen – Deutsch von außen“ entstanden sind. Dieses Werk präsentiert einen hervorragenden Überblick über den aktuellen Stand der Lehre und Forschung des Grammatiklehrens und -lernens im DaF/DaZ-Bereich und verfolgt das Ziel, Lehrenden, Forschenden und Studierenden neue Impulse für die Unterrichtspraxis zu vermitteln.

Gerade in der heutigen Zeit, in der die Gruppen immer heterogener werden und die kommunikative Methode in der Grammatikvermittlung immer mehr an Bedeutung gewinnt, ist dieser Sammelband ein wichtiges Werk im Publikationsjahr 2014. Das Buch widmet sich in gekonnter Darstellung dem Grammatikunterricht und verbindet diesen mit einer didaktischen Perspektive. Durch die Beiträge wird ein abwechslungsreiches und vielfältiges Bild der verschiedenen Betrachtungsweisen beim Grammatikerwerb im

DaF/DaZ-Unterricht angeboten, das sowohl fachdidaktische als auch praktische Unterrichtsdiskurse anspricht. Die Herausgeber unterstreichen vor allem „konstruktive Lösungsvorschläge für das Transferproblem zwischen Sprachwissenschaft und Didaktik“ (S. 9). Jedoch kommt diese Bemühung nicht in allen Beiträgen spürbar zur Geltung, denn – wie die Herausgeber selbst feststellen – die linguistische Sprachbeschreibung unterliegt einer Reihe von Einflussfaktoren auf didaktisch-methodischer Ebene und hängt eben von den verschiedenen Bedürfnissen und unterschiedlichen Voraussetzungen der Lernenden und deren Persönlichkeit ab (vgl. S. 9). Grundsätzlich kann man festhalten, dass die Autoren durch ihre Beiträge einen mehrperspektivischen Ansatz anzubieten versuchen, um das Grammatiklernen im DaF/DaZ-Unterricht in seiner Vielschichtigkeit begreifbar zu machen.

Die verschiedenen Beiträge nähern sich dem Thema des Grammatikunterrichts aus unterschiedlichen Betrachtungswinkeln, die im Sammelband anhand von drei Aspekten untersucht werden, welche sich in insgesamt drei Kapiteln wiederfinden: linguistischen Grundlagen aus didaktischer Perspektive, empirischen Studien

zur Linguistik im didaktischen Kontext sowie didaktischen Konzepten auf linguistischer Basis. Wie schon erwähnt, steht der Grammatikunterricht im Zentrum des Bandes und fungiert als Schnittstelle zwischen Linguistik, Empirie und Didaktik. Diese drei Perspektiven entsprechen den drei Hauptteilen des Bandes, welche insgesamt 13 Artikel umfassen.

Nach einer detaillierten Einführung der Herausgeber widmet sich der Band linguistischen Grundlagen vom didaktischen Standpunkt aus. Im ersten Beitrag beschäftigt sich *Elke Hentschel* mit Problemen des Grammatikunterrichtes von Lernenden ohne Grammatikkenntnisse. Sie stellt die Frage: „Wozu ist das alles überhaupt gut?“ und beantwortet sie anhand der nominalen Kategorien am Beispiel von Kasus und Genus. Im folgenden Beitrag von *Arash Farhidnia* wird anhand der deutschen Nominalphrase versucht, eine phrasenstrukturelle Komponente unter topologischen Gesichtspunkten als eine dritte Komponente in DaF-Grammatiken zu integrieren. Laut Farhidnia fehlt in allen DaF-Grammatiken eine Komponente, die sich systematisch mit der Kategorie „Phrase“ auseinandersetzt. *Marion Weerning* zeigt anhand der Wortart Artikel, wie problematisch die Wortarteneinteilung ist, und kritisiert die seit über 2000 Jahren beibehaltene Wortarteneinteilung, die sich bis heute noch in der traditionellen Schulgrammatik widerspiegelt. Der letzte Beitrag linguistischen Grundlagen widmet sich dem internationalen Forschungsnetzwerk „EuroGr@mm“ und einer kontrastiven Komponente der Internetplatt-

form „ProGr@mm“ des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim. Die Autoren stellen die Grundlagen vor, auf denen die Lehr- und Übungsgrammatik basieren, und heben ihre wichtige Rolle im DaF-Unterricht hervor.

Der zweite Teil ist empirischen Studien gewidmet. Der erste Artikel ist in englischer Sprache verfasst und bietet eine Übersicht über die Verteilung von Lernstilen, die sich auf eine Studie aus den Niederlanden stützt. Laut den Autoren geht aus der Studie hervor, dass die Lernstile der Lernenden und deren Lernerfolg keinen signifikanten Zusammenhang aufweisen. *Ingo Fehrmann* zeigt in seinem Beitrag auf, wie der gebrauchsbasierte Ansatz der Sprachbeschreibung zu einem für DaF-Lernende relevanten kommunikativen Ziel gemacht werden kann. Hierbei arbeitet der Autor mit semantischen Frames, die er dann auf den Grundlagen von „Profile Deutsch“ kommunikativen Funktionen zuordnet. Der Beitrag von *Laura Lahti* beschäftigt sich mit mündlichen Testleistungen finnischer DaF-Lernender, die per Video erhoben wurden. Anschließend werden die Ergebnisse mit Hilfe der Fehler- und Performanzanalyse gedeutet und verglichen. *Rudolf Iványi* spricht in seinem Beitrag von der für die deutsche Sprache typischen Klammerkonstruktion bzw. davon, welche Rolle die Klammerkonstruktion bei der auditiven Sprachverarbeitung in Deutsch als Fremdsprache einnimmt. Der Fokus liegt auf dem deutsch-ungarischen Vergleich. Der letzte Beitrag dieses Abschnittes befasst sich mit der induktiven Grammatikvermittlung und

bezieht sich erstens auf die Auswertung einer Umfrage, bei der Lehrende über die Schwierigkeiten einer induktiven Grammatikvermittlung befragt wurden. Zweitens werden dafür entsprechende Lösungsvorschläge unterbreitet. Der Autor weist darauf hin, dass das Lehrwerk eine sehr große Rolle bei einer nachhaltigen Grammatikarbeit spielt. Den dritten Teil des Sammelbandes eröffnet *Hermann Funk* mit seinem Artikel über Übungsformen im fremdsprachlichen Grammatikunterricht. Er beschäftigt sich – ausgehend vom aktuellen Stand der Grammatikdidaktik und von lerntheoretischen Grundsätzen – mit dem Entwicklungsstand der Bewusstmachung von Regeln und Strukturen in Bezug auf aktuelle methodisch-didaktische Prinzipien und Standards. *Christine Czinglar* bespricht in ihrem Beitrag am Beispiel von zwei Lernerinnen mit Erstsprache Russisch die Rolle des Alters beim Spracherwerb des Deutschen als Fremd- oder Zweitsprache. *Erich Huber*, *Almudena Malo* und *Julia Brade* beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit Konnektoren in den gängigsten Mittelstufe-Lehr-

werken für den DaF-Unterricht. Darüber hinaus versuchen die Autoren darzustellen, wie Semantik und syntaktische Gebrauchsbedingungen der Konnektoren vermittelt und erworben werden können. Der letzte Beitrag beschreibt eine Online-Übungsgrammatik für DaF-Lernende, die im Internet unter [http://www.langcen.cam.ac.uk/jtg/jtg\\_ge.html](http://www.langcen.cam.ac.uk/jtg/jtg_ge.html) (Benutzername: „grammar“, Passwort: „humboldt“) kostenlos heruntergeladen werden kann. Außerdem gibt der Beitrag einen guten Überblick über die wichtigsten Funktionen und Einheiten der „Just-in-Time Grammar“. Der hier besprochene Sammelband stellt eine Publikation dar, die hoffentlich nicht nur im Bereich DaF/DaZ Beachtung findet, sondern über die Unterrichtsgrenzen hinaus zur Kenntnis genommen wird. Die Veröffentlichung ist ein gutes Beispiel dafür, dass wissenschaftliche Theorien eine nützliche Grundlage für den DaF/DaZ-Unterricht darstellen. Vor allem für DaF/DaZ-Lehrende stellt der Sammelband eine gute Grundlage für einen integrativen und fachpraktischen Fremdsprachenunterricht dar.

*Peter W. Sax (Pécs)*

## **Düwell, Susanne; Pethes, Nicolas: Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform, Frankfurt New York: Campus, 2014. 333 S.**

Fälle sind kleine Erzählungen, die bereits im Zeitalter der großen Erzählungen nicht nur weit mehr als exemplarische Veranschaulichung und fassendes Theoriegebäude waren, sondern zunehmend als eigenständiger Untersuchungs-

gegenstand wahrgenommen werden. Der Band nimmt diesen wissenschaftlichen Kontext in den Blick, wobei es erklärtermaßen nicht um einen systematischen Aufriss gehen soll, vielmehr gilt es, wie die Einleitung formu-

liert, auf die eminente Bedeutung hinzuweisen, die dem Fall in Jura und Medizin über Literatur bis hin zu biotechnik- und sozialwissenschaftlichen Diskursen der Gegenwart zukommt. Als Ausgangspunkt dient die Annahme, dass eine anhaltende Relevanz von Einzelfällen für das Selbstverständnis der Humanwissenschaften überaus voraussetzungs- und folgerich gewesen sei, dies besonders in Bezug auf die moderne Semantik des Individuums, die sich nicht nur aus philosophischen Reflexionen, sondern auch aus materiellen Praktiken der Protokollierung, Archivierung und Publikation von Fällen in verschiedenen Institutionen des Wissens konstituiere. Diese Form der Wissensvermittlung und Archivierung bildet die Grundlage für Pädagogik, Psychologie, Gerichtsmedizin, Psychiatrie, Sexualwissenschaft und Psychoanalyse bis hin zu Ethnologie und Soziologie. Dieser Vielfalt der Erscheinungen und Spezifika der Form des Falls sucht der Band Rechnung zu tragen, indem die beiden Kölner Literaturwissenschaftler Aufsätze aus allen Wissensbereichen zusammentragen: neben philosophischen und literatur- sowie medienwissenschaftlichen Aufsätzen stehen hier Beiträge zur Sozialforschung, Psychoanalyse, Wissenschaftsgeschichte, Recht und Medizin. Der Band kann mit der Vielfalt der Disziplinen, die die verschiedenen Aufsätze berühren, ein breites Lesepublikum ansprechen. In der Einleitung skizzieren die Herausgeber neben der Zielsetzung auch die methodologischen Überlegungen. Eine einheitliche theoretische Definition wird weder gegeben noch angestrebt, und be-

gründet wird dies durch den Mangel an theoretischer und institutionalisierter Gattungsbestimmung und Ausdifferenzierung. Der Band setzt sich statt Definition und Institutionalisierung einerseits eine Bestandsaufnahme (S. 16) zum Ziel, andererseits die exemplarische Darstellung einzelner Fälle und des darin archivierten Wissens. Der Begriff des Falls wird weiter in dieser Einleitung als mediale Repräsentationsform umrissen und im Hinblick auf Medialität sowie Popularität historisch ausdifferenziert: Ereignisse und Lebensläufe werden zum Fall, indem sie „einerseits beobachtet oder rekonstruiert, andererseits notiert, archiviert, publiziert, verbreitet, gelesen, zitiert, wiedergedruckt, verfilmt“ (S. 17) werden. Im historischen Überblick werden in vielerlei Hinsicht Zäsuren gesetzt, beispielsweise durch die Erscheinung einschlägiger Zeitschriften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Erscheinung des Dokumentar(spiel)films. Die Nähe des Falls zu narrativen Formen und zu massenmedialen Erscheinungen verdanke sich nicht zuletzt dem Interesse am Unbekannten, Ungewöhnlichen und Spektakulären, dies gelte für Fälle des 21. Jahrhunderts genauso wie für den *Pitaval* oder die mesmeristischen Praktiken. Die Faszination für das Abweichende und die mediale Prominenz betreffe eine grundlegende epistemologische Frage, nämlich das Verhältnis von Abweichung und Norm, das seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert neu konzeptualisiert – und problematisiert – werde. Die Beiträge umfassen ein Interessensspektrum der human-, sozial- und kultur-



wissenschaftlichen Disziplinen und sollen die Fallbeschreibungen methodisch umreißen und in Bezug auf konkrete Fälle für Genese, historische Entwicklung, Funktionen und Darstellungsformen untersuchen. Volker Hess' Beitrag setzt sich mit der medizinischen Fallgeschichte auseinander, und betrachtet die Gattung als eine Form der Verschriftlichung patientenbezogener Beobachtungen im weitesten Sinne. Der Fall beinhaltet „eine grundlegende handlungstheoretische Problemstellung: Beobachtung, Beschreibung, Deutung, Erklärung oder Verdattung von Fällen stellen eine Grundoperation und Voraussetzung jeder medizinischer Wissenschaft dar.“ (S. 37) Dennoch sei die Fallgeschichte kein Genre mit klar definierbarer Form und Gestalt. Hess fokussiert auf die Darstellung von Aufschreibeverfahren und jener *paper technology*, die der jeweiligen Form der Fallgeschichten zugrunde liegt. Er exemplifiziert die Beobachtungen an zwei voneinander zeitlich und inhaltlich entfernten historischen Beispielen, an den um 1600 entstandenen „Observationes“ von Wilhelm Fabry von Hilden und an seinerzeit vieldiskutierten Falldarstellungen von Kurt Pohlisch aus dem Jahre 1925. Der These nach werden diese Formen der Falldarstellungen durch keine Genealogie verbunden, vielmehr verdanke sich die jeweilige Form der Darstellung den medialen Technologien und materialen Praktiken. Der Observatorio liegen keine institutionellen Aufzeichnungs- und Registraturtechniken zugrunde, sondern lediglich das Verfahren und die Techniken einer huma-

nistischen Bibliothekarbeit: Exzerpieren, Kopieren und ähnliches, und die Krankengeschichte werde archiviert in einer graphischen Form, im Balkendiagramm, was wiederum auf bloße Schreibaarbeit zurückzuführen sei.

Marietta Meier führt das Thema der medizinischen Fallgeschichte weiter, zugespitzt auf das psychiatrische Lehrwissen, und untersucht die psychochirurgischen Verfahren – Hirnoperation zur Behandlung psychischer Krankheiten – im interdisziplinären Kontext. In der Darstellung werden die Fallgeschichten einerseits als empirische Beobachtungen betrachtet, andererseits wird gezeigt, wie diese gleichzeitig mediale und narrative Konstruktion aufweisen und wiederum Wissen produzieren. Anhand von Einzelanalysen von Fallbeschreibungen wird deutlich gemacht, dass persönliche Perspektiven der Autoren bei der Konstruktion von Fällen eine Rolle spielen. Fallgeschichten wurden somit zu Teilen eines Experimentalsystems, in dem das Narrative eine zentrale Bedeutung einnahm. „Geschichten aus der Klinik erzählen also nicht nur Fälle aus der Klinik, sie resultieren auch aus der Klinik und wirken sich schließlich in Form von wissenschaftlichem, allgemein gültigem Wissen auf die Klinik aus.“ (S. 80)

Der Fall in der Jurisprudenz, ebenfalls traditionsbeladen, steht im Mittelpunkt des Beitrags von Hans Kudlich, der die Bedeutung des Falls innerhalb der rechtswissenschaftlichen Theoriebildung, der juristischen Ausbildung sowie für das heutige deutsche Rechtssystem untersucht. Es wird eine

Wechselwirkung von Einzelfall und Rechtssystem dargestellt, bei der die sprachliche Dimension von Gesetzestexten in die Reflexion einbezogen wird. Aufgrund dieser sprachlichen Dimension wird gezeigt, wie auch die Anwendung des Rechts einem kommunikativen Prozess, d.h. dem der Deutung und Veränderung unterworfen wird. Es wird der Kreis aufgezeigt, in dem Fälle und Rechtssystem auf doppelte Weise aufeinander bezogen sind, einerseits werden allgemein-abstrakte Regeln auf konkrete Fälle angewendet, andererseits dienen die Fälle auch der Konkretisierung und Fortentwicklung des rechtlichen Systems insgesamt. (S. 98) *Michael Niehaus* referiert über eine historische Inquisitionsakte, den Fall der 23jährigen Maria Louyse Papin, die als Dienstmagd das Kind ihrer Dienstherrin umbringt und dafür hingerichtet wird. Die Akte ergibt zwar keine kohärente Fallbeschreibung, dennoch ist sie eine fesselnde Lektüre, und fesselnd ist auch die Problemstellung: Was passiert, wenn das Inquisitionsverfahren, das darauf ausgerichtet ist, den Täter zu überführen und die Frage nach dem Vorsatz zu klären, auf beide Fragen aber von vornherein fertige Antworten vorfindet? Es wird ein Überschuss an Aussagen, Gesichtspunkten und Details produziert, den das Verfahren nicht verarbeiten kann. Um der Akte aus der heutigen Perspektive dennoch eine Deutung zu geben, zieht der Autor Foucault zu Rate: eine Lösung, die durchaus auf der Hand liegt. Der Beitrag endet mit der Skizze der Möglichkeit, wie aus dem Material eine psycho-

logische Erzählung zu schreiben wäre. *Marcus Düwell* entwickelt aus philosophischer Perspektive die pragmatische Bedeutung und Problematik kasuistischer Ethik im Hinblick auf medizinische und bioethische Fallgeschichten. Aus der Perspektive theoriegeleiteter ethischer Ansätze wird die Kasuistik als bioethische Methode für äußerst umstritten und unzureichend gehalten. Eine alternative Verwendung von Falldarstellungen wird unter Einbezug des Kant'schen Begriffs der Urteilskraft entwickelt.

*John Foresters* „If p, then what?“ ist eine wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Fall, der Band veröffentlicht den Beitrag in deutscher Übersetzung. Forester unternimmt den Versuch, „fallbasierte Ansätze“ (S. 51) als eigenständige Methode und Argumentation darzustellen, besonders im 20. Jahrhundert. Von Psychoanalyse über Medizinethik, Wissenschaftstheorie, *case law* bis zur Wissenschaftsdidaktik reichen die möglichen Bereiche dieser Methode. Die Gedanken des Beitrags, angefangen bei der provokativen Ausgangsfrage, ob die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert eine Wissenschaft war, über die Kritik von Aristoteles oder Interpretation von Foucault bis hin zu anglo-amerikanischen rechtsdidaktischen Ansätzen, sollen ausdrücklich zur weiteren Diskussion anregen.

Wenn Fallgeschichte, dann sollte Freud nicht fehlen. *Mai Wegener* zeigt, wie Freuds Fallgeschichten sich allmählich von den medizinischen Fallgeschichten ablösen, und sich als eigene Form darstellen. Die Eigenartigkeit des Freud'schen Falls lässt sich in vier Stichpunkten dar-

stellen: in der Fiktion, im Fragmentarischen, in der Überdeterminierung und der Nachträglichkeit. Wegener kritisiert Freud, indem er zeigt, wie er mit wenigen Modellen auskommt und lediglich vier diagnostische Kategorien kennt, nämlich Hysterie, Zwangsneurose, Paranoia und Perversion. Er zeigt, wie die Freud'sche „Rekonstruktion der Natur“ Zufälligkeiten unterworfen ist. „Das Normale und das Pathologische, die Lebens- und Krankengeschichte sind hier so wenig gegeneinander abgrenzbar, dass die Konturen des Feldes verschwimmen.“ (S. 187) Den Kern der Schwierigkeit diagnostiziert der Beitrag selbst im Begriff des Unbewussten, in dessen paradoxer Doppelheit: denn einerseits ist es ein Verallgemeinerungsfaktor, ein Bezugssystem psychoanalytischer Fallgeschichten, andererseits insistiert es als Schauplatz des Subjektiven.

Es folgen drei Beiträge aus der sozialwissenschaftlichen Forschung, und zwar aus der qualitativen Sozialforschung, der Pädagogik und der Geschichtswissenschaft. *Nicole Witte* beschäftigt sich mit der Konstruktion der Fälle für die qualitative Sozialforschung am Beispiel eines Interviews mit einer jüdischen Israelin. Anhand ihrer Geschichte wird detailliert demonstriert, welche Phasen und Bearbeitungsschritte eine sozialwissenschaftliche Fallrekonstruktion auf der Basis biographischen Interviewmaterials durchläuft. Reflektiert wird die Interaktion der Interviewpartnerinnen und der Einfluss der Forschungsperspektive einerseits auf die Fallkonstruktion und andererseits auf den Prozess der Typenbildung auf Grundlage ausgewählter Fallstrukturen.

Durch den Einfluss der qualitativen Sozialforschung hat sich die Pädagogische Kasuistik soweit verändert, dass sie nicht mehr mit Handlungsanleitungen verknüpft wird, sondern der erfahrungswissenschaftlichen Reflexion sozialen Handelns dient. Dies steht im Ausgangspunkt des pädagogischen Beitrags von *Roswitha Staeger*, die in den Beitrag auch die gegenwärtige Alltagspraxis und Handlungsroutine reflektiert und durch dokumentarische oder ethnographische Methoden analysiert.

Aufgrund der vielschichtigen Verwendungsbereiche des Fallbegriffs wird auch der *oral history* ein Potenzial zugesprochen, solche subjektive und abweichende Elemente in die Historiographie einzubeziehen, die andernfalls ausgeschlossen blieben. Dennoch wird der Geschichtsforschung weiterhin eine harmonisierende und selektive Perspektivierung zugeschrieben. Auf dieser Basis diskutiert *Ulrike Juveit* Formen der Generalisierung historischer Einzelfälle, die durch diskursanalytische Ansätze, Typenbildung und generationelle Sinnstiftung „plausible Evidenzen“ (S. 241) herzustellen versucht. Der letzte Abschnitt des Bandes ist wohl für die germanistische Forschung von besonderem Interesse. Die zwei literaturwissenschaftlichen und zwei medienwissenschaftlichen Beiträge diagnostizieren Desiderate und versuchen, diese einzuholen.

So fokussiert *Marcus Krause* auf eine Definition der Fallgeschichte, indem er das Genre aus der untrennbaren Verbindung von Psychologie und Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert ableitet.

„Moderne Subjektivität und ihre Erfassung in der Registratur des Falls sind also gleichursprünglich und entsprechend ist die Aufmerksamkeit, mit der moderne Literatur ihre Protagonisten in ihrer Individualität beobachtet und beschreibt.“ (S. 243) Anhand Goethes Werther gibt er klar zu erkennen, wie die Erkundung von Subjektivität zum zentralen Element literarischer Texte wird. Werther wird als paradigmatische Fallgeschichte analysiert, in einer Zeit, in der der empfindsame Diskurs trachtet, die Intensität und Einzigartigkeit des individuellen Erlebens und Fühlens im Konflikt mit allgemeinen moralischen Vorstellungen vorzuführen, zu diesem Projekt allerdings keine Psychologie zu Verfügung hat. Vor diesem wissenschaftshistorischen Hintergrund ist der Werther als epochales Werk zu verstehen, und als solches deutet es auf die Schwierigkeit hin, die Grenze zwischen literarischen und psychologischen Fallnarrativen, insbesondere im 19. Jahrhundert, deutlich zu markieren. Der Beitrag formuliert auch eine Definition der Fallgeschichte im medizinischen, psychologischen, juristischen, literarischen und populärkulturellen Kontext (vgl. S. 263), und wendet diese in der Auseinandersetzung mit der Novelle an. Wenn Werther als möglicher Ausgangspunkt angesehen wurde, wird hier Musil als möglicher Endpunkt dargestellt. Musil markiert insofern das Ende modernen Falldenkens, da er sich vielleicht erstmals systematisch mit der Problematik literarischer Fallgeschichten auseinandergesetzt hat. Musils Novellen „Verdingungen“ und „Drei Frauen“ mar-

kieren den Endpunkt einer möglichen Historiographie literarischen Fallerzählens, da in ihnen „wohl letztmals der Versuch gemacht wird, auf Augenhöhe der zeitgenössischen wissenschaftlichen Standards zu erzählen.“ (S. 267) Der zweite Beitrag fokussiert auf die Verbindung von Fall und Literatur, exemplarisch an zwei Novellen des Realismus, an Stifters „Abdias“ und an Kellers „Ursula“ dargestellt. Die Nähe der Fallgeschichte zur Novelle sei – so die Ausgangsthese von *Daniela Gretz* – in der Literaturwissenschaft viel zitiert, jedoch wenig systematisch erforscht. Sie analysiert diese zwei Novellen präzise und ausführlich, und zeigt dabei, welche Differenzen und Übereinstimmungen zwischen Fallgeschichte und Novelle zu beachten sind. In ihnen ist eine Bestrebung der frührealistischen Erzählprosa zu beobachten, Literatur als emphatisches anthropologisches Selbstverständigungsmedium in Szene zu setzen, sich dennoch als komplexer darzustellen, nicht zuletzt durch die Literarizität und ästhetische Formen.

*Susanne Dürwell* befasst sich in ihrem Beitrag mit Fallgeschichten in Zeitschriften der Spätaufklärung, und darin mit der Entstehung des Typus der populärwissenschaftlichen Fallgeschichte. Dürwells Textbeispiel, eine Fallerzählung über Kannibalismus aus dem Jahr 1772, wird zwischen Wissensvermittlung und Unterhaltung positioniert, indem er einerseits Merkmale der Populärkultur aufweist, andererseits aber weiter die bloße Präsentation des spektakulären Falls überschreitet und damit in den Kontext bekannter Phänomene gestellt werden kann.

Der letzte Beitrag beschäftigt sich mit der Fallkonstruktion heutiger Fernsehkultur, die wesentliche Funktionen des im vorigen Beitrag besprochenen Periodika übernehmen: nämlich die Funktionen der Unterhaltung und Archivierung. *Natalie Binczek* analysiert das TV-spezifische Prinzip der Serialität als Kombination von Wiederholung und Varianz anhand der Doku-Soap „Die Super Nanny“. Bei der Lektüre der einzelnen Schriften wird klar, dass der Band wohl wenig über den deutschsprachigen Kulturraum hinausblickt, selbst auf die globale Fragestellung der Bioethik wird mit Kant eine Antwort gesucht. Im Band findet aber jeder eine interessante Lektüre oder einen Fachtext

zur Erweiterung des eigenen wissenschaftlichen Forschungshorizonts, denn die Beiträge vermitteln aktuelle Forschungsergebnisse und theoretisches Wissen, ohne dabei auf Verständlichkeit zu verzichten, und keiner der Beitragenden verwickelt sich in fach- und sachkundige Haarspalterei. Vielleicht liegt es an der intendierten Interdisziplinarität, dass das Miteinbeziehen verschiedener Disziplinen eine gewisse Großzügigkeit im Argumentationsstil der meisten Texte mitbringt. Flexibilität und Offenheit wird dabei auch vom Leser erwartet: die Bereitschaft, über die Grenzen des eigenen Faches zu schauen. Es lohnt sich.

*Henriett Lindner (Budapest)*

## **Feld-Knapp, Ilona: Universitäre DaF-Lehrerausbildung in Ungarn im Spannungsfeld von Traditionen und neuen Herausforderungen. München: Iudicium, 2014. 253 S.**

Die Autorin dieses Bandes, die national und international renommierte Fremdsprachendidaktikerin, Universitätsdozentin und Leiterin des wissenschaftlichen Arbeitskreises zur Lehrerforschung „Cathedra Magistrorum“ des Budapester Eötvös Collegiums setzt sich seit vielen Jahren tatkräftig in Lehre und Forschung sowie in ihren Veröffentlichungen für die DaF-Lehrerausbildung ein. Mit der vorliegenden Monographie knüpft sie an eine in Ungarn aktuelle Diskussion über die universitäre Lehrerausbildung an. Mit ihrem Plädoyer für die inhaltliche Erneuerung der Lehrerausbildung und deren Positionierung an den Universitäten nennt sie die zentralen und änderungsbe-

dürftigen Brennpunkte der Fremdsprachenlehrer-ausbildung. Aufgrund ihrer Erfahrungen in Lehre und Forschung gelangt sie zur kritischen Erkenntnis, dass sich die strukturellen Änderungen der letzten zwei Jahrzehnte in der Lehrerausbildung als nicht ausreichend und nicht wirkungsvoll erwiesen haben.

Der innovative Charakter des Ansatzes von Feld-Knapp liegt zum Einen in der Erkenntnis, dass die unerlässliche inhaltliche Neugestaltung der Lehrerausbildung eine Hinwendung zum Lehrerberuf und zum Praxisfeld der Lehrenden bedingt, und zum Anderen in der Überlegung, dass die Berufsorientierung der DaF-Lehrerausbildung das Neudenken

des Verhältnisses der Grundlagenwissenschaften und der Unterrichtspraxis zueinander, die Neugestaltung deren Inhalte und die Erneuerung der Theorie-Praxis-Anteile in der Ausbildung benötigt. Ihr Anliegen ist es ferner, in sieben Kapiteln die bis zuletzt vernachlässigte Fachdidaktik zu fokussieren.

Nach der Einleitung werden im zweiten Kapitel verschiedene Facetten von DaF nachgezeichnet. Die Merkmale der modernen DaF-Lehrerausbildung werden aus der Begriffserklärung von Deutsch als Fremdsprache abgeleitet. Der zentrale Gedanke ist dabei, dass im Gegensatz zu der traditionellen Betrachtung der germanistischen Disziplinen ein Perspektivenwechsel notwendig ist: die Beschäftigung mit der deutschen Sprache aus der Fremdperspektive von Nicht-Muttersprachigen und die Akzeptanz von Lehre und Forschung, dass die unterrichtspraktischen und wissenschaftlichen Bereiche gleichrangig sind und sich gegenseitig beeinflussen.

Im historischen Überblick werden Methoden des Fremdsprachenunterrichts und deren Ansätze skizziert. Ausführlich wird hier auf die heute maßgebenden kommunikativen und interkulturellen Konzepte eingegangen. In ihren Erörterungen geht Feld-Knapp im Sinne ihrer holistischen und integrierenden Auffassung vor. Sie schildert sehr konsequent die für die fremdsprachendidaktische Perspektive relevanten Forschungserkenntnisse der Grundlagen- und Bezugswissenschaften sowie deren Einfluss auf die Weiterentwicklung bzw. Entstehung der neuen Konzepte. Wichtige Wendepunkte und Maßnah-

men der letzten 15 Jahre stehen im Mittelpunkt des nächsten Abschnittes.

Im zweiten Unterkapitel wird DaF als wissenschaftliche Disziplin thematisiert, deren Kern die für das Fach grundlegende Strukturdebatte bildet, auf der das heutige Verständnis und die Definition von DaF beruhen. DaF ist ein einheitliches, eigenständiges, germanistisches Fach. Im Zusammenhang mit den Ausrichtungen des wissenschaftlichen Faches DaF plädiert die Autorin für die Synergie der vier Ausrichtungen im Fachgebiet DaF, nämlich für die der literaturwissenschaftlichen, linguistischen, landeskundlich-kulturwissenschaftlichen und der lehr- und lerntheoretischen. Ihr Plädoyer untermauert sie sowohl mit fremdsprachendidaktischen als auch mit gesellschaftlichen Argumenten. „Jede Ausrichtung hat ihre wissenschaftliche Fundierung und rückt einen anderen Aspekt in den Vordergrund. Durch diese vier Zugänge zum Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache eröffnen sich unterschiedliche, dennoch eine Einheit bildende Perspektiven auf das Lehren und Lernen der deutschen Sprache“ (S. 32). Zunächst werden in diesem Kapitel die Ausrichtungen von DaF in Ungarn im historischen Kontext dargestellt und die neuesten ungarischen Forschungen mit DaF-Bezug erwähnt. Das dritte Kapitel fokussiert auf die Lehrerausbildung für den DaF-Unterricht im geschichtlichen Kontext bis hin zu den neuesten Tendenzen. Besonders erwähnenswert ist die Erkenntnis von Feld-Knapp, dass der jetzige historische Moment mit der Einführung der

einheitlichen Lehrerausbildung eine große Chance „für die zeitgemäße Gestaltung und Professionalisierung der Lehrerausbildung“ (S. 53) und für die inhaltliche Modernisierung und für die akademische Verankerung der Lehrerausbildung bietet. Das Kapitel endet mit der Beschreibung der Herausforderungen an den Lehrerberuf in einer neuen Lehr- und Lernkultur im institutionellen Fremdsprachenunterricht.

Der Darlegung der eigenen empirischen Forschung der Autorin geht im vierten Kapitel die umfassende Auseinandersetzung mit der international geführten Fachdiskussion zur Sprachenlehrerausbildung und mit den internationalen sowie ungarischen Ansätzen und Modellversuchen der letzten Jahrzehnte voran. Zunächst folgt eine vieldimensionale Analyse einiger Modelle aus dem deutschsprachigen und nicht-deutschsprachigen Raum.

Das fünfte Kapitel – die eigene Forschung der Autorin – erweist sich für die angestrebte Fragestellung der Arbeit als zentral. Mit ihrer qualitativ angelegten empirischen Untersuchung trägt sie zur Etablierung der ‚Lehrerforschung‘ in der ungarischen Germanistik bei. Feld-Knapp befasst sich nämlich als erste in der ungarischen Deutsch-als-Fremdsprachendidaktik mit dem beruflichen Selbstverständnis von Lehrenden und dessen Erforschung. Die Daten werden in Bezug auf den Wandel der Attitüde, auf die Motivationsgründe der Berufswahl ermittelt, die letzteren bei Lehrenden und angehenden Lehrenden. Zunächst werden die Ergebnisse der Untersuchung zum Berufsprofil von

Fremdsprachenlehrenden vorgestellt. Als Instrumente der Datenerhebung wurden Befragungen sowie Interviews zu den subjektiven Theorien der Lehrenden verwendet. Die Ergebnisse der Untersuchung sind mehrfach von Relevanz: besonders für die Lehrerausbildung, die Autorin führt sie nämlich in ihrer Bedeutung für die universitäre DaF-Lehrerausbildung an. Mit ihrer Forschung erzielt Feld-Knapp ferner eine Datenbasis zum beruflichen Selbstverständnis von Fremdsprachenlehrenden, die „sich eignet, den Lehrerberuf in Ungarn in allen Facetten aus der Innensicht der Befragten sichtbar zu machen“ (S. 85).

Im sechsten Kapitel werden Lehrerkompetenzen für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache dargelegt, die sich dank der empirischen Untersuchung aus dem gegenwärtigen Praxisfeld ergeben, sowie Bildungsinhalte für einen berufsorientierten und wissenschaftlich untermauerten DaF-Lehramtsstudengang abgeleitet. Am Beispiel des textorientierten Fremdsprachenlernens vermag Feld-Knapp die Lehrerkompetenzen – also das für die erfolgreiche Textarbeit grundlegende Lehrerwissen (Wissen aus den Bezugswissenschaften und aus der Fremdsprachendidaktik) – in ihren Zusammenhängen darzustellen. Aufgrund von ihren Forschungserkenntnissen und Erfahrungen in der Lehre zeichnet sie einen überzeugenden Weg der inhaltlichen Erneuerung nach und legt die Grundlage eines zeitgemäßen Kerncurriculums für die DaF-Lehrerausbildung. Sie plädiert mit Recht dafür, „die angehenden Lehrenden müss[t]en die für den Beruf relevanten Inhalte schon während der

Ausbildung kennen lernen und durch reflektierte Berufserfahrungen ihre Rolle und Aufgabe selbst entdecken (S. 126).“ Die Publikation betont abschließend die Wichtigkeit der Sicherung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die eine bedeutende Herausforderung für die universitäre DaF-Lehrerbildung darstellt und von der Autorin als eine erstrangige Aufgabe aufgefasst wird.

Ein großes Verdienst der Arbeit ist über die gekonnte Darlegung der für die Lehrerbildung relevanten Erkenntnisse der wissenschaftlichen Disziplin ‚Deutsch als Fremdsprache‘ hinaus die Erforschung des Praxisfeldes ‚Deutsch Lehren und Lernen‘. „Die inhaltliche Reform der DaF-Lehrerbildung bedeutet eine Abkehr vom Philologie-Modell und eine Hinwendung zum Beruf“ (S. 119). Die Fachwissenschaften und ihre Gegenstände sind für das Lehramtsstudium zentral – jedoch in ihrer Bedeutung für die Vermittlung, vertritt Feld-Knapp die Ansicht. Die Neugestaltung bedeutet zum Einen, dass der Gegenstand der germanistischen Grundlagenwissenschaften aus der Perspektive des Lehrens und Lernens be-

trachtet werden sollte, zum Zweiten, dass die Erforschung, Erklärung und Optimierung von Lern- und Lehrprozessen zum Lerngegenstand werden und dadurch Lehre und Forschung eine Einheit bilden, und zum Dritten, dass fachspezifische Inhalte auf lerntheoretische und sprachlernpsychologische Erkenntnisse abgestimmt werden sollten.

Die vorliegende Publikation kommt den gegenwärtigen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Ansprüchen an die moderne DaF-Lehrerbildung entgegen und bietet ein neues, theoretisch wie empirisch fundiertes Konzept für die Entwicklung eines zeitgemäßen Curriculums. Sie rückt Professionalität im Lehrerberuf ins Zentrum und gibt wichtige Impulse für die wissenschaftlich anspruchsvolle und zugleich berufsorientierte, praxisbasierte inhaltliche Erneuerung des Faches DaF. Daher richtet sich dieses Buch an ein breites Fachpublikum. Ich empfehle es allen, die in der (DaF-)Lehrerbildung tätig sind: Lehramtsstudierenden, Bildungspolitikern, Bildungsforschern und nicht zuletzt Lehrenden in der Unterrichtspraxis und in der Forschung.

*Katalin Boócz-Barna (Budapest)*

**Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Mehrsprachigkeit. Budapest: Eötvös-József-Collegium, 2014 (= Cathedra Magistrorum-Beiträge zur Lehrerforschung II.). 380 S.**

Der von Ilona Feld-Knapp herausgegebene mehrsprachige Sammelband, der der zweite unter den CM-Bänden ist, umfasst insgesamt 19 Beiträge, von denen die 17 Studien auf gleichem Niveau, aber aus diversen Aspekten das Thema Mehr-

sprachigkeit bearbeiten. Eins ist jedoch in allen Aufsätzen gleich: Forschungen im Themenbereich Fremdsprachenlernen und -lehren werden dargestellt, wodurch der oben genannte Gegenstand eingeschränkt und die Auffassungspers-



pektive abgegrenzt werden. Es geht nämlich um die durch Unterricht förderbare Form von Mehrsprachigkeit, wo Lernende und Lehrende im Mittelpunkt stehen. Diese 17 Studien werden durch ein Interview und eine Rezension ergänzt.

Quasi als Einleitung des Bandes fungiert der Beitrag mit dem Titel „Mehrsprachigkeit und Fremdsprachenunterricht“ von *Ilona Feld-Knapp* (S. 15–31), in dem sowohl die wissenschaftsgeschichtliche als auch die gegenwärtige Position der Mehrsprachigkeit innerhalb der Fremdsprachenunterrichtsforschung diskutiert werden. Die Verfasserin behandelt alle relevanten Begriffe und Konzepte des Schnittpunkts der Disziplinen Mehrsprachigkeitsforschung und Fremdsprachenunterricht (FSU). Deswegen kann dieser Aufsatz auch als eine allgemeine Einleitung in das Thema aufgefasst werden. Im Aufsatz wird nachdrücklich dafür plädiert, dass die Förderung der Mehrsprachigkeit im FSU – so auch im DaF-Unterricht – ein neuer und zweifelsohne wichtiger Aufgabenbereich ist. Dem in der Einleitung von Feld-Knapp angeführten bildungspolitischen Ziel entsprechend setzt sich *Katalin Bócz-Barna* mit den „Wirkungen neuer Erkenntnisse der Fremdsprachenforschung auf den Unterricht der zweiten Fremdsprache in Ungarn“ auseinander (S. 33–60). Im Aufsatz werden die virulenten Probleme der L3-Unterrichtspraxis thematisiert und gut nachvollziehbar beschrieben, wobei auch die änderungsbedürftigen Felder des L3-Unterrichts konkret angegeben werden (S. 55).

Im Aufsatz „Sprachstandsdiagnostik in

Österreich“ teilen *Marion Döll*, *Lisanne Fröhlich* und *Inci Dirim* (S. 61–79) ihre Erfahrungen über die Möglichkeiten und Grenzen sprachlicher Diagnoseverfahren und über die Validierung eines Diagnoseinstruments (USB DaZ) mit, mit dem die deutsche Sprachkompetenz von Kindern mit Migrationshintergrund getestet und erfasst werden kann. Im Falle der DaZ-Forschung sollte man sich aber vor Augen halten, dass Zweisprachigkeit als die prototypische Form der Mehrsprachigkeit zu verstehen ist, was auch das Erscheinen dieses Beitrags in dem vorliegenden Sammelband berechtigt. Die beschriebene quantitative Forschung ist detailliert und logisch aufgebaut, wodurch die festgehaltenen Ergebnisse einleuchten. Die Verfasserinnen sind der Ansicht, dass es notwendig wäre, diagnostikgeschützte Sprachbildung im schulischen Bereich nicht nur in Österreich, sondern auch in allen anderen Ländern einzuführen.

Der Aufsatz „*Eintüten* (D) und *schubladisieren* (A, CH)? Ein Varianten-Sortiervorschlag für konstruktive Begegnung mit der Plurizentik im Deutschunterricht“ von *Sara Hägi* (S. 81–96) widmet sich der Förderung innerer Mehrsprachigkeit von DaF-Lernenden. Die Verfasserin stellt eine Methode vor, die Varianten-Sortier-Tabelle (S. 86), mit der fortgeschrittene Lernende bzw. (angehende) Lehrende ihre Variantenbewusstheit portfolioartig dokumentieren können. Die Beispieltabelle enthält vier Kategorien (WOW: Bereicherndes; Ups: „Passaus“ und „Eigentlich-schon-klars“; Oh: Umdenken erforderlich und Ok: Ärgern zwecklos), die informationsreich

beschrieben werden, wobei auch die Ziele einzelner Schritte explizit erklärt werden. Dank der detaillierten Darlegung ist die Tabelle nach dem Lesen sofort in der Praxis einsetzbar.

Ulrike Eder stellt in ihrem Beitrag „Basiswissen für Lehrerinnen und Lehrer zur Mehrsprachigkeit in der Kinder- und Jugendliteratur“ (S. 97–133) einerseits eine Klassifikation mehrsprachiger Bücher vor (parallel mehrsprachige Texte, Mischtexte und Bilderbücher „ohne“ Text) und gibt Beispiele für Anwendung einzelner Texttypen im DaF-/DaZ-Unterricht. Die Verfasserin plädiert dafür, dass mit Hilfe mehrsprachiger Kinder- und Jugendliteratur die *Language Awareness*, die eine wichtige Komponente mehrsprachiger Kompetenz ist, von Lernenden zu steigern ist (S. 125 f.). Als Desiderat und zu verwirklichende Aufgabe wird von der Verfasserin formuliert, dass sowohl „detaillierte literaturwissenschaftliche Analysen [als auch] lehr-lerntheoretische Untersuchungen zur Arbeit mit mehrsprachiger Kinder- und Jugendliteratur im Unterricht geplant“ (S. 126) werden sollten.

Laut oben angeführter Klassifizierungsmöglichkeit von Texttypen könnten auch die Tagebücher von Sándor Márai als Mischtexte angesehen werden. Diese Texte untersucht Dóra Faix in ihrem ungarischsprachigen Aufsatz „Márai Sándor egy- és többnyelvűségének ‚naplója‘-ja az 1943–1957 közötti időszakban“ [= Tagebuch der Ein- und Mehrsprachigkeit von Sándor Márai im Zeitraum 1943–1957] (S. 135–149). Die systematische Analyse der reflektierenden Márai-Texte, die

*per se* auch als eine Sprachbiographie fungieren, zeigen die idiosynkratischen Motive für Sprachlernen und die Einstellungsmustern zu bestimmten Sprachen. Die von der Verfasserin hervorgehobenen und zitierten Segmente zeigen die gerade erwähnten Konstrukte exemplarisch, jedoch wäre es eventuell ratsam, über die detaillierte Quellenanalyse hinaus auch ein Korpus zu erstellen, mit dessen Hilfe sich die gefundenen Tendenzen noch plausibler veranschaulichen lassen würden. Auch im Falle des französischsprachigen Aufsatzes von Brigitta Vargyas „Plurilinguisme et littérature jeunesse“ [= Mehrsprachigkeit und Jugendliteratur] (S. 151–167) steht Literatur im FSU im Mittelpunkt. Anknüpfend an die von Ulrike Eder angesprochene Tendenz diskutiert die Verfasserin auch die Wirkung mehrsprachiger Jugendliteratur auf die *Language Awareness* im Falle von Französisch als Fremdsprache-Lernenden. Im russischsprachigen Beitrag von István Nagy „Понимание литературы в контексте языковой картины мира“ [= Verstehen der Literatur im Kontext der linguistischen Weltanschauung] (S. 169–183) werden Aspekte der Schnittstelle Literatur, Kultur und Sprachwissenschaft bearbeitet. Der Verfasser stellt die folgende Frage: Inwieweit lässt sich das Aufeinander-Wirken von durch die Sprache determinierter Weltanschauung und von Literatur erkennen? Der Verfasser kommt zu der Erkenntnis, dass alle Sprachen – so auch das Russische – als „Aufbewahrungsorte“ sowohl von anthropologischen als auch von ethno-

graphischen Erfahrungen geprägt sind. So sind in Sprachen konzeptuelle Bereiche für nationale Traditionen und kulturelle Kenntnisse zu erkennen, die sowohl die individuelle als auch die kollektive Identität der Sprecher formen und unterstützen (vgl. S. 173).

*Beatrix Bukus* behandelt in ihrem Aufsatz „Sprachlern- und Transferwissen zwischen Sprachen als Formen transnationalen Humankapitals“ das Thema Mehrsprachigkeit als eine Form von Ressource mit Hilfe einer qualitativen Forschung (S. 185–203), die durch eine Sprachbiographie-Analyse realisiert wurde. Die Verfasserin skizziert und analysiert die Rahmenbedingungen, die die von ihr vertretene Auffassung der Mehrsprachigkeit ermöglichen. Im Beitrag werden auch acht praxisorientierte Vorschläge formuliert (S. 197–199), die die effektive Vermittlung von dem „transnationalen Humankapital“ fördern können, bzw. sechs weitere, die in der Lehrerausbildung zu befolgen wären, damit angehende Lehrende auf diese Aufgabe richtig vorbereitet werden. In diesen Vorschlägen sind sowohl linguistische, als auch methodische und kulturelle Aspekte zu erkennen.

Demgegenüber betont *Annamária Danczi* in ihrem ungarischsprachigen Aufsatz „A nyelvjárások és az anyanyelvi nevelés kapcsolata“ [= Die Beziehung von Dialekten und muttersprachlicher Erziehung] (S. 205–216) die Wichtigkeit des „nationalen Humankapitals“, wodurch die Bewusstheit der sprachlichen Vielfalt der Muttersprache gefördert werden kann. Die

Verfasserin stellt eine soziolinguistisch orientierte Untersuchung vor, in der sie die Einstellung von Lehrenden gegenüber muttersprachlichen Varietäten (Dialekte und Umgangssprache) erforschte. Die innere Mehrsprachigkeit zu fördern, die Diglossie-Situation aufzubewahren ist unter den primären Aufgaben der muttersprachlichen Erziehung zu erkennen. Um es verwirklichen zu können, formuliert die Verfasserin anhand der Ergebnisse der Untersuchung die Schlussfolgerung, dass sich (angehende) Lehrende mit Fragen der Dialektologie ausgiebig aus unterschiedlichen Blickwinkeln (z. B. kontrastiv, methodisch oder praxisorientiert) auseinandersetzen sollten.

*Enikő Jakus* widmet ihren Aufsatz „Das fremdsprachenintensive Vorbereitungs-jahr: Chance für die Förderung der individuellen Mehrsprachigkeit im Fremdsprachenunterricht an ungarischen Schulen“ (S. 217–234) der Beschreibung dieser besonderen Form des FSU, deren Relevanz die Verfasserin in ihrem Beitrag untersucht. Nach einem kurzen theoretischen Teil, in der sie den bildungspolitischen Kontext und die wichtigsten Termini und Modelle der individuellen Mehrsprachigkeit erklärt, werden in dem State-of-the-Art-Aufsatz Kriterien formuliert (S. 229 f.), deren Einhaltung zur optimalen Ausnutzung des fremdsprachenintensiven Vorbereitungs-jahres führen könnte.

In dem englischsprachigen Beitrag „Does English for Specific Purposes (ESP) require a different approach? – The effects of needs analysis and research on teaching and testing“ (S.

235–249) untersucht *Dávid Juhász* mit Hilfe von Interviews mit ungarischen LKW-Fahrern Herausforderungen des Fachsprachenunterrichts. Anhand der qualitativen Daten kommt der Verfasser zu der Erkenntnis, dass ungarische LKW-Fahrer trotz mangelnder Sprachkenntnisse die alltäglichen sprachliche Herausforderungen bewältigen können, da sie mit anderen Kompetenzen und Strategien (z.B. nonverbale Kommunikation oder Zeichnen) diese überwinden können. Dementsprechend ist der Verfasser der Ansicht, dass nicht nur Sprachkenntnisse, sondern auch relevante Strategien und interkulturelle Kenntnisse im Fachsprachenunterricht vermittelt werden sollten.

*Eszter Kránicz* thematisiert in ihrem Aufsatz „Grammatik- und Wortschatzerwerb verbinden können“ (S. 252–266) die Fragen des Chunk-Ansatzes. Die Verfasserin setzt sich als Ziel, an der Basis der neusten einschlägigen Theorien und Forschungsergebnisse einen Überblick im Thema darzubieten. Dementsprechend fasst sie Modelle des Erstspracherwerbs und des Fremdsprachenlernens zusammen. Im Weiteren definiert sie auch die Chunks und erwähnt praxisorientierte Beispiele. Der Text ist sehr gut strukturiert und leicht nachvollziehbar.

Über die letzten erwähnten Werte verfügt auch der nächste Beitrag von *Gabriella Perge* mit dem Titel „Interkomprehension. Gemeinsamkeiten verwandter Sprachen beim Erwerb der fremdsprachlichen Lesefähigkeit nutzen zu lernen“ (S. 267–310). Die Verfasserin befasst sich in ihrem Aufsatz

mit Fragen der Förderung rezeptiver Mehrsprachigkeit, wobei ihre Annäherung zum Thema auf dem theoretischen Rahmen der EuroCom-Projekte basiert. Im Aufsatz findet der Leser zahlreiche Beispiele, die den Prozess des Textverstehens durch Interkomprehension hervorragend veranschaulichen.

*Andrea Taczman* teilt in dem Aufsatz „Fremdsprachenunterricht ganzheitlich praktizieren lernen“ (S. 311–326) die neusten Erkenntnisse zur Lernerorientierung im FSU mit. Neben der Analyse der einschlägigen Literatur untersucht die Verfasserin den ungarischen Nationale Grundlehrplan 2012. Die Analyse des Lehrplans hat ergeben, dass er „die Förderung der geistig-emotionalen Empfindungsfähigkeit“ (S. 322) bereits anführt, aber weitere Ergänzungen noch nötig wären, wodurch die ganzheitliche Förderung von Lernenden im FSU verwirklicht werden könnte.

*Nóra Andrea Gombos* thematisiert Mehrsprachigkeit metaphorisch und reflektiert auf eine experimentelle DaF-Stunde. In dem eindeutig praxisorientierten Aufsatz „Ein besonderer Fall der ‚medialen Mehrsprachigkeit‘ im Fremdsprachenunterricht: Konkrete Poesie interaktiv“ (S. 327–352) findet der Leser erprobte und kritisch bewertete Unterrichtsmaterialien, die zwei moderne Bereiche des modernen FSUs kombinieren, nämlich die Neuen Medien und Konkrete Poesie. In der abschließenden Studie wird der Begriff der Lernberatung in den Mittelpunkt gestellt. *Emese Schiller* nimmt als Ziel ihres Beitrages „Sprachlernen beraten lassen“ (S. 353–364) die Praxis der Beratung von FS-Lernenden mit

Lernschwierigkeiten zu untersuchen. Um das verwirklichen zu können, beschreibt die Verfasserin die wichtigsten Beratungskompetenzen, über die Berater verfügen sollten, deren Aufgabe es wäre, die Lernerautonomie zu fördern. Anhand eines konkreten Beispiels wird auch detailliert vorgestellt, wie Beratung in der Praxis stattfinden kann.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Sammelband das Thema Mehrspra-

chigkeit aus der Perspektive des FSUs ausführlich und aus mehreren Annäherungen, die zugleich auch unterschiedliche Ansätze repräsentieren, behandelt. So ist er all denjenigen zu empfehlen, die sich entweder für die aktuellen Fragen des FSUs interessieren oder sich mit verschiedenen Aspekten der Mehrsprachigkeit auseinandersetzen möchten.

*Tímea Berényi-Nagy (Pécs)*

**Jedig, Hugo H.: Lepel, Laumtje, Losticheit.  
Gesammelte Beiträge zu deutschen Mundarten in der  
Sowjetunion. Herausgegeben von Nina Berend. Mann-  
heim: Institut für deutsche Sprache, 2014. 588 S.**

Es ist nicht ungewöhnlich, dass der geistige Nachlass von großen Forschern viele Jahre nach ihrem Tod erneut herausgegeben und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Hier haben wir es mit einem solchen Fall zu tun. Prof. Nina Berend, wissenschaftliche Mitarbeiterin am IDS in Mannheim, früher prominenteste Schülerin, später sogar Mitarbeiterin und Mitstreiterin des anerkannten deutschen Mundartforschers in der Sowjetunion, Prof. Hugo Jedig, hat die schwierige Aufgabe auf sich genommen, die wichtigsten, „zentralen“ Schriften ihres Lehrers vom Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bis zu seinem Tode 1991 zu den deutschen Dialekten in der Sowjetunion zu sammeln, in einen Band zu ordnen und den interessierten Laien wie den Experten des Faches in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Schwierig war die Aufgabe

schon aus dem Grund, dass Hugo Jedig ein äußerst produktiver und unermüdlicher Forscher war, der ununterbrochen unterwegs auf Feldforschung war, Mundartenaufnahmen sammelte, diese analysierte und die ausgewerteten Forschungsergebnisse überwiegend in russischer, später dann auch in deutscher Sprache publizierte. Wohlgermerkt geschah dies in einer Zeit, als die deutsche Sprache in der damaligen Sowjetunion nicht beliebt, in jeder Hinsicht sogar benachteiligt war. Doch es gab reichlich authentische Sprecherinnen und Sprecher, die ihre russlanddeutschen Dialekte in ihrer Mikroumgebung gesprochen und gelebt haben. Die ursprünglich in russischer Sprache publizierten Werke wurden – für die nicht russischsprachigen Interessenten – dankenswerterweise von Nina Berend für diesen Band ins Deutsche übersetzt und auf diese Weise zugänglich gemacht.

Prof. Jedig, Begründer und bedeutendster Forscher der deutschen Sprach- und Dialektforschung in Sibirien, erkannte damals den Ruf jener Zeit, als noch zahlreiche authentische Sprecher, in vielen Gebieten der Sowjetunion verstreut lebend, ihre Muttersprache, die vielen deutschen Dialekte, noch recht gut gesprochen haben und Deutsch mindestens in der Familie eine oft gebrauchte Sprache war. Er hatte instinktiv erkannt, dass das kostbare Gut, die Tonaufnahmen mit mundartkompetenten Sprechern – nicht selten auch unter äußerst schwierigen Umständen und ohne gute Technik – dringend gemacht werden mussten, bevor ein völliger Sprachwechsel bei der deutschen Minderheit in der Sowjetunion eintreten würde. Der beachtliche, 588 Seiten zählende Band besteht aus einem Vorwort und einer ausführlichen Einleitung der Herausgeberin über die „wegweisende Wissenschaft Hugo Jedigs zu den deutschen Dialekten in Sibirien“ sowie aus sieben weiteren Kapiteln, die nun einzeln erörtert werden sollen. Berend ist es gelungen, mit diesem übersichtlichen Aufbau die Menge an Informationen übersichtlich aufzuarbeiten, die in diesem Band sowohl aus historischer Sicht als auch aus dialektaler Sicht enthalten sind. Thematisch können vier Schwerpunkte – entsprechend den Forschungsschwerpunkten Hugo Jedigs – ausgemacht werden: Im ersten Teil des Sammelbandes werden allgemeine Fragen des Dialekt- und Sprachkontakts der russlanddeutschen Dialekte thematisiert (S. 21–43), die

für all jene ein guter Einstieg sind, die diese Sprach- und Dialektlandschaft noch nicht kennen und sich einen ersten Überblick schaffen wollen. So bekommen wir eine detaillierte Übersicht über die deutschen Mundarten der damaligen Sowjetunion, mit einer Auflistung der einzelnen Dialektgebiete, deren Einwohnerzahl und der Zahl der von Deutschen bewohnten Dörfern (S. 22). Eine überschaubare Einteilung der wichtigsten Mundarttypen, basierend auf den früheren Arbeiten von Georg Dinges und Viktor Schirmunski, hilft uns weiter in dieser bunten Vielfalt ein System zu erkennen: 1. Niederdeutsch, 2. Mitteldeutsch (Oberhessisch, Westrheinpfälzisch, Südrheinpfälzisch, Ostpfälzisch) 3. Oberdeutsch (Nordelsassisch, Nordbadisch, Schwäbisch, Nordbairisch) sowie eine Reihe von Mischmundarten (vgl. S. 24). Nach mehreren Klassifikationsversuchen der einschlägigen Fachliteratur dieser Dialektlandschaften werden auch jene Mundarten aufgelistet, die in relativ homogener Form erhalten geblieben sind, wie die nordbairische Mundart im Altai-Gebiet, die österreichisch-bairische Mundart in der Karpato-Ukraine, die oberhessische Mundart im Gebiet Omsk, die schwäbische Mundart in Kasachstan und Tadshikistan, die niederdeutschen Mundarten im Ural, in Westsibirien, in Kirgisien, im Altai, um Omsk und in Nowosibirsk, die jedoch mit der Zeit alle zu Mischmundarten geworden sind. Relativ gut erhalten hat sich die wolhyniendeutsche Mundart, die in vielen Ortschaften Westsibiriens und Kasachstans zu

hören ist (vgl. S. 28). In diesem Teil können wir den Aufgabenkatalog kennenlernen, den der Dialektforscher Hugo Jedig zur Erforschung und Untersuchung der deutschen Dialekte im Altai thesenhaft aufgestellt hatte, ursprünglich 1979 in russischer Sprache, von Nina Berend übersetzt ins Deutsche. Eine kleine Analyse der Kasusmischung sowie die wichtigsten Bereiche des Einflusses des Russischen aufs Deutsche runden dieses Kapitel ab.

In dem umfangreichen zweiten Teil „Beiträge zum Niederdeutschen“ geht es um die Erforschung der niederdeutschen Dialekte in der Sowjetunion. Er wird eingeleitet von einem ausführlichen Überblick über Geschichte, Entwicklung und Variabilität von Sprachkontaktphänomenen, verbunden mit einer Erörterung von methodischen Fragen der Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse. In diesem Teil haben wir eine schöne Verflechtung von dialektologischen Analysen im engeren, klassischen Sinne des Wortes (wie z.B. Nebensätze in den niederdeutschen Mundarten, die Stellung des Prädikats, der Negation etc.), untermauert mit der Erörterung von sozio- und kontaktlinguistischen Angaben über die Generationsunterschiede der Sprecher sowie der Mischungs- und Ausgleichsprozesse in den niederdeutschen Mundarten.

Der dritte, sehr kurze Teil des Sammelbandes enthält Beiträge zur Forschungsgeschichte mit einem Nachlass der Saratower Dialektschule aus dem Archiv, die mit den bekannten Namen von G. Dinges und A. Dulson verbunden sind. Einen der wertvollsten Teile des Sam-

melbandes bildet Teil 4 mit den Dokumentationen, die aus authentischen, von Hugo Jedig in den späten 50ern angefertigten niederdeutschen Textproben von mehr als 100 Aufnahmen bestehen und die auch auf der dem Band beigelegten CD in Transskriptform mit anzusehen sind. Diese Textproben sind nicht nur Zeugnisse des Sprachgebrauchs der niederdeutschen Sprecher, sondern gleichzeitig auch wunderschöne und äußerst wertvolle historische Zeugnisse – authentische Dokumente einer vergangenen Zeit, einer Kultur, die heute sowohl aus soziologischem wie kulturanthropologischem Aspekt von überaus großem linguistischen Interesse ist. Den umfangreichsten Teil des Sammelbandes bildet das Wörterverzeichnis (S. 186–543) der niederdeutschen Mundarten des Altai Gebiets, aufgezeichnet in den Jahren 1978 bis 1981. Ein Wörterverzeichnis ist eine reiche Fundgrube für alle, die dieser Varietät mächtig sind, aber auch für alle jene, die als Fachleute mit dem Wortschatz einer Sprache detaillierte Untersuchungen vorhaben. Es geht hier um ein Spiegelbild jenes Vokabulars, durch welches in den soziohistorischen, religiösen und volkskundlichen Hintergrund einer Sprachgemeinschaft Einblick gewährt wird, der uns die Versprachlichungsstrategien, die Begrifflichkeit, die geistige wie materielle Umwelt einer Sprachgemeinschaft erkennen lässt. Ein Wörterverzeichnis ist gleichzeitig eine ausgezeichnete Grundlage für ein Mundartwörterbuch, insbesondere, wenn dem Wörterverzeichnis auch Textproben angefügt sind wie in

diesem Sammelband. Man darf sich vorstellen, dass ein nächster Schritt der Aufarbeitung dieses reichhaltigen niederdeutschen Materials die Erstellung eines Wörterbuches hätte werden können, wenn der Autor nicht so früh verstorben wäre. Erfreulicherweise wird nun – sicherlich auch im Sinne Hugo Jedigs – in moderner Form ein digitales Wörterbuch der russlanddeutschen Mundarten von seiner Schülerin Nina Berend in einem großangelegten Projekt am IDS vorbereitet, auf dessen Ergebnis wir uns bereits jetzt freuen.

Dass Hugo Jedig eine dialektologische Schule begründet hat, steht außer Frage. Seine 13 Schüler und Doktoranden unterrichten heute noch an den verschiedenen Universitäten Russlands und führen – soweit es noch genügend Sprecher in diesen Gebieten gibt – die dialektologischen Forschungen zu den russlanddeutschen Dialekten weiter. Das Leben von Hugo Jedig und das Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Publikationen – 12 Monographien, zahlreiche Beiträge und die von ihm herausgegebenen Sammelbände – zeu-

gen von seinem unermüdlichen Enthusiasmus und seiner Ausdauer als Forscher, als Wissenschaftsorganisator, als Hochschullehrer und engagierter Verteidiger der Rechte der deutschen Minderheit, dessen Ziel es war, eine Sprachlandschaft auf diese Weise zu ‚retten‘, zu dokumentieren und der Nachwelt zu hinterlassen. Der vorliegende Sammelband ist dank der unermüdlichen Arbeit der Herausgeberin lesenswert und gut aufbereitet. Dieses Werk ist für alle Dialektforscher der deutschen Sprachinseln, aber auch für alle Sozio-, Kontakt- und Migrationslinguisten von unaussprechlich hohem Wert, die sich in der Gegenwart mit der sprachlichen Anpassung und Integration der vielen russlanddeutschen Aussiedler beschäftigen und auf der Grundlage dieser Kenntnisse dem spezifischen Hintergrund russlanddeutscher Aussiedler in Deutschland besser verstehen lernen können, was auch als Modell für die linguistische Integration der zahlreichen Flüchtlinge und Migranten in Europa dienen kann.

*Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)*

## **Kopřiva, Roman: Der Internationalismus der Dichter. Einblicke in Reiner Kunzes und Jan Skáčels literarische Wechselbeziehungen. Mit einigen Bezügen zur Weltliteratur. Dresden: Thelem, 2013. 388 S.**

Der tschechische Germanist Roman Kopřiva gehört zu den tiefsten Kennern des Schaffens von Reiner Kunze, den er in seiner „Der Internationalismus der Dichter“ betitelten imposanten Monographie im Kontext des tschechischen Lyrikers Jan Skácel un-

tersucht. Wie im Falle jedweder seriösen wissenschaftlichen Untersuchung ist auch diesem Band eine langjährige Beschäftigung mit den genannten Autoren vorausgegangen, die sich in Form von Studien, Artikeln und Interviews materialisiert hatte, wobei das



nun vorliegende Buch das Weiterdenken und die Abrundung dieser Arbeiten, ihre Quintessenz, darstellt. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Frage, inwieweit und auf welche Weise die Lyrik Jan Skáčels auf Rainer Kunze und sein Werk Wirkung hatte, in dem sich eine ganze Reihe von Übersetzungen, Nachdichtungen aus dem Tschechischen finden lässt. Dabei hat Kunze selbst auf die initiativische Rolle, die immense Bedeutung gerade von Skáčel hingewiesen, so dass seine Nachdichtungen aus dem Tschechischen viel mehr als einfach nur Übersetzungen darstellen, sondern ein integraler Bestandteil seines eigenen lyrischen Schaffens sind. Die Arbeit besteht aus zwei Teilen, von denen in dem „Geographie der nachbarlichen Dichterlandschaften“ betitelten ersten zunächst Skáčels Gedicht „Cesta“ in der Übertragung Kunzes „weg“ als Beispiel für das Problem des Visuellen und der Lautung im Gedicht interpretiert und in neue Kontexte in der Zielkultur (Johann Wolfgang Goethe, Carl Gustav Carus, Carl Gustav Jung) gestellt wird. Ausführlich, im Rahmen eines selbständigen Kapitels erfolgt die Beschäftigung mit der Lautung von Skáčels Vorlagen und den Übertragungen Kunzes, einschließlich einer ausführlichen Analyse der Ballade „Modrý pták/der blaue vogel“. Die Übertragung von in Skáčels Lyrik ziemlich relevanten Pflanzennamen wird im folgenden Kapitel an Beispielen

(nicht nur an „wundklee“ in Kunzes „Münchener-Poetik Vorlesungen“) demonstriert. Eine besondere Herausforderung stellte die Übertragung jener Diminutiven dar, die bei Skáčel für einen vertrauten Raum und die Kindheit stehen. Kunze gebrauchte hierbei unterschiedliche Verfahrensweisen, die im Einzelnen beschrieben werden.

Zum Abschluss des ersten Teils der Monographie erfolgt ein eingehender Blick auf die klingenden Übertragungen von Einzelsyntaxmen, die Transposition grammatischer Kategorien sowie die Lösungen diverser Einzelheiten, die in der Übertragung fehlenden Moravismen (Dialektismen in der Vorlage) und nicht zuletzt auf mögliche Echos von Rainer Maria Rilkes „Sonette an Orpheus“ in Skáčels eingangs analysiertem Fünfzeiler „Cesta/weg“.

Im zweiten, „An der Grenze des Übersetzbaren“ betitelten Teil der Untersuchung wird die Verschmelzung von Außen und Innen in Skáčels Lyrik sowie in Kunzes Übertragung an einem epiphanischen Vers mit für Skáčel typischem Schneemotiv anhand von Rilkes phänomenologisch anmutenden „Weltinnenraum“-Begriff ausgeführt und das Problem der äußeren und der inneren Natur (Objekt-Subjekt-Relation) an „linguistischen Imponderabilien“ wie der Verwendung des Ausdrucks *to* und Skáčels verffremdendem Gebrauch von Prädikativa dargelegt.

Wollte man die Formulierungen von Karl Dedecius, Kunzes – seinen eige-

nen Worten zufolge – Vorbild-Übersetzers, zur Grundlage nehmen, der je nach der Beziehung zu der Vorlage zwischen der „Übersetzung“ („zuverlässig, aber unkünstlerisch“), der „Übertragung“ („künstlerisch und zuverlässig“) und der „Nachdichtung“ („künstlerisch, aber Unzuverlässig“) unterschied, so dürften Kunzes „Nachdichtungen“ zumindest im Falle von Skácel den „Übertragungen“ im Sinne von Dedecius entsprechen. Die künstlerische Verbindung zwischen Skácel und Kunze war nicht auf den literarischen Bereich limitiert. Die beiden Lyriker verband eine langjährige Freundschaft, die sich nicht nur in Kunzes Nachdichtungen der Gedichte von Skácel manifestierte, sondern auch in ihren Werken, in der Chiffrensprache der Fische, in der Vorliebe der beiden für das paradoxe Denken, für Heinesche Ironie, was ihnen verhalf, die Paradoxien des Lebens im Totalitarismus zu bewältigen und ein dichterisches Zeugnis darüber abzulegen. Diese Wahlverwandtschaft war ein Beispiel für den Internationalismus der Dichter. Die Vorzüge des vorliegenden Buches sind außer der ungeheuren Fülle der bearbeiteten Gesichtspunkte auch die gedankliche Konsequenz, um nicht zu sagen Strenge, mit der Kopřiva die einzelnen für seine Untersuchung relevanten Gesichtspunkte durch- und

zu Ende denkt. Dabei sind seine Ausführungen in bemerkenswerter Klarheit dargelegt, ohne dass es zu verzerrenden Vereinfachungen bei der Interpretation und/oder der Darlegung der einzelnen Sachverhalte käme.

Die unübersehbar sorgfältige Redaktion macht das Buch zu einer ansprechenden Lektüre, das man mit seinem Umschlagbild, das Fotos der beiden Lyriker zieren, gerne in die Hand nimmt. Aus ungarischer Sicht mag der Vergleich dieser beiden Lyriker für die hiesige Germanistik zunächst als etwas marginal erscheinen, jedoch deutet er auf einen Themenbereich hin, nämlich den der Übersetzung ungarischer Lyrik, z.B. jener von Endre Ady oder Attila József durch Lyriker der DDR ins Deutsche (u.a. Stephan Hermlin, Franz Fühmann, Heinz Kahlau), der von der ungarischen Germanistik bis dato zwar in einzelnen Fällen angesprochen worden ist, jedoch – auch wenn man unter den aufgezählten ungarischen und deutschen Namen keine so enge Verbindung wie zwischen Skácel und Kunze finden können wird – bis dato in nicht annähernd umfassender Weise erfolgt ist, wie dies Kopřiva in seiner beeindruckenden Monographie im Rahmen der Untersuchung der beiden Dichter präsentiert.

*Gábor Kerekes (Budapest)*

**Kotte, Andreas; Gerber, Frank; Schappach, Beate (Hg.):  
Bühne & Büro. Gegenwartstheater in der Schweiz. Zü-  
rich: Chronos, 2012 (= *Theatrum Helveticum*, Buchreihe  
des Instituts für Theaterwissenschaft der Universität  
Bern Band 13. Hg. v. Andreas Kotte). 584 S.**

Der umfangreiche Sammelband, der das zeitgenössische Theater der Schweiz in 27 Studien mit 83 Abbildungen darstellt, ist im 20. Jubiläumjahr des Bestehens des Instituts für Theaterwissenschaft an der Universität Bern entstanden. Das Gründungsjahr 1992 zeugt – im Vergleich zu ähnlichen universitären Instituten in anderen deutschsprachigen Ländern – von einer späten Institutionalisierung der Theaterwissenschaft in der Schweiz. So kann es kein Zufall sein, dass die Universität Bern einen Theaterwissenschaftler aus Berlin zum Leiter ernannt und ihn beauftragt hat, die Theaterwissenschaft in der Schweiz zu etablieren, damit die Gegenwart und Vergangenheit der schweizerischen Theaterlandschaft auf höchster Ebene erforscht werden können. Professor Andreas Kotte hat mit seinen KollegInnen und MitarbeiterInnen diesen Gründungsauftrag seitdem bestens erfüllt, indem er das Institut – immer noch das einzige im Land – zu einer bedeutenden Lehr- und Forschungsstätte der Theaterwissenschaft entwickelt hat. Die erfolgreiche Lehrtätigkeit kann am besten daran gemessen werden, dass die Absolventen des Instituts auf den verschiedensten Gebieten der Kultur als Theaterexperten tätig wurden: in der Theaterpraxis, bei den Kulturbehörden

und auch in der Vermittlung des Theaters in den Medien. Die Ergebnisse der Forschungstätigkeit des Instituts werden in zwei Publikationsreihen veröffentlicht. In der Reihe *Materialien des ITW* erscheinen Arbeiten zur allgemeinen Theatertheorie und -praxis; bisher existieren 15 Bände. Da sich die Forschung vorwiegend auf das Theater der Schweiz fokussiert, wurde gemeinsam mit dem Chronos Verlag auch die Buchreihe *Theatrum Helveticum* etabliert, in der bis jetzt ebenfalls 16 Bände zum Theater der Schweiz publiziert worden sind. Die Reihe wird von den Herausgebern als eine Theatergeschichte in Teilen konzipiert, da eine vollständige Theatergeschichte der Schweiz bis jetzt immer noch nicht vorliegt. Mit einer ähnlichen Zielsetzung, nämlich die Defizite der Theaterwissenschaft in der Schweiz zu verringern, wurde in dem bisher größten Projekt des Instituts (1995–2005) ein umfangreiches, dreibändiges, in den vier Staatssprachen verfasstes *Theaterlexikon der Schweiz* erarbeitet. Diese Arbeit ist auch deshalb bahnbrechend, weil hier zum ersten Mal von allen vier Sprachräumen und kulturellen Regionen des Landes Daten zur Theaterlandschaft der Schweiz gesammelt wurden. Bis dahin konnte man nämlich über das Theater der Schweiz

nur separat oder am Rande der Theatergeschichten der großen Nachbarländer (Deutschland, Frankreich, Italien) lesen. Auch der rezensierte Band über das gegenwärtige Theater der Schweiz ist – als der 13. der Reihe *Theatrum Helveticum* – Teil des großen Unternehmens, Vorarbeiten zu einer späteren Theatergeschichte der Schweiz zu leisten und stammt aus der Berner ‚Forschungswerkstatt‘, da alle AutorInnen der Beiträge ProfessorInnen und MitarbeiterInnen oder ehemalige und jetzige DoktorandInnen des Instituts sind.

Die HerausgeberInnen betonen im Vorwort, dass sie trotz des Umfangs „weder lexikalische Vollständigkeit noch eine komplexe theaterhistorische Darstellung anstreben“ (S. 9). Sie bieten eher „Einblicke – exemplarischer Natur – in die vielfältigsten Themen der gegenwärtigen Theaterlandschaft“ (ebd.). Der Rezensentin scheint der Sammelband jedoch nicht im Zeichen des Kaleidoskopartigen, sondern vielmehr im Rahmen eines gut umrissenen Konzepts entstanden zu sein. Zwar lebt Theater von der unmittelbaren Begegnung von Bühne und Publikum und entfaltet sich im performativen Akt des Theaterereignisses, zugleich ist es aber im Bourdieu’schen Sinne auch ein kulturelles Feld, auf dem außer den Theaterspielern und -besuchern auch andere vermittelnde Personen und Medien, finanzierende und kontrollierende Instanzen und Institutionen mitspielen. Die Beiträge des Bandes analysieren diese weiter gefassten Zusammenhänge zwischen der Theaterästhetik, der Theaterstruktur, den Theatertraditionen sowie

der kulturpolitischen Praxis und deren Prinzipien. Es wird also beschrieben, wie das Theater in der schweizerischen Gesellschaft funktioniert. Das weist auf eine soziologische und nicht nur auf eine theatersoziologische, sondern eher auf eine allgemeine, kultursoziologische Annäherungsweise hin. Diese Sichtweise durchdringt den ganzen Band, was auch in dem auf den ersten Blick eher verblüffenden Hauptitel des Bandes deutlich wird: *Bühne & Büro*.

Die Theatererscheinungen der Schweiz aus vielen konkreten Perspektiven betrachtenden Beiträge wurden von den Redakteuren des Bandes in drei große Einheiten zusammengefasst und mit den Kategorien *Topographien, Formen und Diskurse* betitelt.

*Topographien*. Der Titel des ersten Teiles, der sieben Beiträge umfasst, hat auch einen geographischen Bezug, weil darin mehrere Studien die besondere Besonderheit der Schweiz thematisieren, nämlich die starke regionale, sprachliche und kulturelle Gegliedertheit des Landes und deren Folgen für das Theater. Die Studie „Westschweiz vernetzt“ beschreibt die historisch verankerten Besonderheiten des Theatersystems der französischen Schweiz. In dem Aufsatz „Stadt und Land“ ist zu erfahren, dass diesen zwei sozialen Räumen zwei unterschiedliche Theaterformen zuzuordnen sind: der Stadt das traditionelle bürgerliche Theater und dem Land das im deutschen Sprachraum Volkstheater und im französischen Sprachraum Amateurtheater genannte Theater. (Im letzteren Typ spielen meistens Laien vor lokalem Publikum, also

Mitglieder einer Gemeinschaft für die eigene Gemeinschaft.) Der Autor fokussiert sich darauf, zu zeigen, dass diese zwei Theaterformen sich nicht nur organisatorisch, sondern auch in ihrem Repertoire voneinander stark unterscheiden und der unterschiedliche Spielplan auch ganz unterschiedliche Werte vermittelt. Im Aufsatz „Touneeförderung“ beschäftigt sich der Forscher mit einer zugleich alten wie aktuellen kulturellen Problematik der Schweiz, die mit der schon oben erwähnten starken Untergliederung des Landes in Zusammenhang steht. Dieses Charakteristikum sorgt einerseits für kulturellen Reichtum und Vielfalt, auch in Hinblick auf das Theater, andererseits ergibt sich daraus als Schattenseite die große Abgesondertheit der einzelnen kulturellen Regionen. Das war zumindest in der Vergangenheit der Fall. Im Beitrag wird aber eben beschrieben, wie in der neueren Zeit auf höheren Ebenen (Kanton, Region, Staat) durch verschiedene Touneeförderungsmodelle interregionale interkulturelle Prozesse initiiert werden, damit lokal entstandene Theaterproduktionen über die kulturellen Grenzen hinaus bekannt werden. Eher eine symbolische Bedeutung hat das Topographische in den Beiträgen, in denen die charakteristischen Merkmale des untersuchten Gebietes aufgezeichnet werden, wie z.B. in jenem Beitrag über die neuesten Tendenzen der Dramatik oder in dem, der sich mit der medialen Vermittlung des Theaters beschäftigt. Im weitesten Sinne des Wortes spricht Andreas Kotte in seiner umfassenden einführenden Studie über *Theaterland-*

*schaft*, wenn er versucht, das historisch entwickelte Theatersystem der ganzen Schweiz zu erfassen. Er stellt die drei wichtigsten Theatertypen der Schweiz, *das Stadtheater*, die sog. *Freie Szene* und die für die Schweiz charakteristische Form des *Volkstheaters/Amateurtheaters* vor, die er dann vergleichend analysiert: im Hinblick auf das Organisatorische, die Finanzierung, das Publikum und ihre sich verändernde gesellschaftliche Funktion und Relevanz.

Der zweite und mit 13 Studien zugleich umfangreichste Teil des Bandes mit dem Titel *Formen* soll den Reichtum und die Vielfalt der Theaterformen in der Schweiz zeigen. Der Begriff *Form* wird hier vorwiegend für die unterschiedlichen Theatergattungen verwendet, aber auch für die Differenzierung zwischen den Theatertypen, die sich durch spezifisches Publikum oder Trägerschaft ergeben. Diese Beiträge stellen überwiegend eine neue theatrale Erscheinung oder die Erneuerung einer traditionellen Form in den Fokus, die sie an einigen konkreten Beispielen analysieren. So werden einzeln dargestellt: die verschiedenen Formen des in der Schweiz ohne Tradition stehenden *Bühnenvolkstanzes*; die im Deutschen unter dem Sammelnamen *Kleinkunst* zusammengefassten Genres (Cabaret, Stand up Comedy usw.); die hierzulande ausdifferenzierten Formen der *Performance-Kunst* sowie der *Poetry-Slam*. In wieder anderen Beiträgen wird die Situation der Theater für unterschiedliche soziale Rand- und Altersgruppen charakterisiert: unter anderem das in der Schweiz früher nicht

sehr kultivierte *Kinder- und Jugendtheater* (abgesehen von der Schultheatertradition in einigen Schultypen und Regionen) oder die Erfolgsgeschichte des *Behindertentheaters*; weiterhin die von Institutionen getragenen Theaterformen, wie das sich im Rückgang befindende *Gefängnistheater* und das eben aufkommende *Unternehmens-theater* in Firmen (letzteres vor allem in der Deutschschweiz). Neben diesen meist durch internationale Inspiration entstandenen, neuen Theaterformen wird auch ein spezifischer, besonders für die Deutschschweiz charakteristischer traditioneller Typ beschrieben, die *Laienoperette*, eine Gattung, die hier im Gegensatz zu anderen Ländern nicht als städtisches Berufstheater, sondern als Amateurtheater auf dem Lande erfolgreich praktiziert wird. Im dritten Teil des Sammelbandes sind sieben Beiträge unter dem Titel *Diskurse* zusammengeführt, deren AutorInnen analysieren, welche Fragen das Theater betreffend die breitere schweizerische Öffentlichkeit beschäftigen. Einige Aspekte des öffentlichen Gesprächs betreffen die Kulturpolitik. Diese beziehen sich auf die leitenden kulturpolitischen Grundprinzipien der Schweiz, auf Kulturförderung oder auf die Finanzierung der aus öffentlichen Geldern subventionierten Theater. Ein anderer Teil dieser Diskurse behandelt theaterästhetische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen. Sie betreffen die traditionellen Spielstätten, Spielweisen und Spielformen des Theaters in der Schweiz, insbesondere das Massentheater im Freien, das oft kri-

tisch hinterfragt oder nach ihrer neuen Funktion in der veränderten schweizerischen Gesellschaft untersucht wird. Die exemplarischen Sondierungen und die Studien zu allgemeineren Themen sind auch einzeln aufschlussreich, aber wenn man den Band über die einzelnen Beiträge hinaus als Gesamttext liest, wird dem Leser klar, dass der Sammelband viel mehr dargeboten hat, als nur die Behandlung einzelner Aspekte des Schweizer Theaters. Aus einer Außenperspektive betrachtet, wie die der Rezensentin, hat man durch den Band ein umfassendes Bild über die gegenwärtige Theaterlandschaft der Schweiz bekommen. Nun kann man verstehen, wie das gesellschaftspolitische Grundprinzip des Föderalismus auch das Funktionieren der Kultur und damit auch den Theaterbetrieb determiniert. Dank der Darstellung des Theatersystems mit den drei historischen Grundformen (Stadttheater, Freie Szene und Amateur/Volkstheater), wurde klar, dass die Schweiz neben den auch in anderen europäischen Ländern verbreiteten Theaterotypen (die ersteren zwei), über einen ganz spezifischen verfügt. Das Laientheater bedeutet aber nicht nur eine zusätzliche Form, sondern auch, dass die Schweizer nicht nur als Theaterbesucher, sondern massenweise auch als aktive Theaterspieler am Theaterleben teilhaben. Die gemeinschaftbildende und identitätsstiftende Wirkung einer solchen Form ist nicht zu unterschätzen. Man konnte auch einen Eindruck davon gewinnen, inwieweit Viersprachigkeit/-kulturalität durch die inspi-

orative Wirkung der deutschen, französischen und italienischen Kultur auch auf das Gebiet des Theaters Einfluss nimmt und zu großer Vielfalt und Reichtum führen kann. Das so erschaffene komplexe Bild vom Theater in der Schweiz kann auch ausländischen Forschern reichlich Vergleichsmöglichkeiten bieten und eine gute Grundlage für neue komparatistische Untersuchungen zum Theater sichern.

Der Band ist nicht historisch angelegt, trotzdem ist die unternommene Forschung nicht nur synchroner, sondern auch diachroner Art, da die AutorInnen des Bandes häufig auch die Veränderungstendenzen der einzelnen Erscheinungen sichtbar gemacht haben. Die wichtigsten sind vielleicht folgendermaßen zu summieren: Das traditionell föderalistisch fundierte Kulturkonzept änderte sich in den letzten Jahrzehnten. Wie schon beschrieben, werden immer mehr interkulturelle und transkulturelle Prozesse zwischen den Regionen innerhalb des Landes, aber auch über dessen Grenzen hinaus, gefördert, um der früheren Separiertheit entgegenzuwirken. Der negative Einfluss der Globalisierung hat in letzter Zeit auch die Schweizer Theaterlandschaft in Form des früher hierzulande unbekanntenen Musicals als privates Massentheater erreicht und scheint mit seiner starken homogenisierenden Tendenz eben die Stärke des schweizerischen Theaters – dessen Vielfalt – zu gefährden. Aber diese Sorge der Schweizer Theaterwissenschaftler ist vielleicht nicht zu teilen, weil ihre im Sammelband erfolgte Beschreibung dem Leser verdeutlicht, dass ein

Theatersystem mit einer starken Tradition fähig ist, das Fremde heimisch zu machen. Die Rezensentin ist durch die Lektüre des Buches zu der kulturwissenschaftlichen Erkenntnis gelangt, dass Kulturtransferprozesse zugleich immer auch mit kultureller Transformation einhergehen. (Das scheinen jedenfalls die größten schweizerischen Musicalerfolge: „Ewige Liebi“ und „Die Schweizermacher“ zu beweisen.)

Und darin ist ein weiteres Positivum des Bandes zu sehen, nämlich dass er seinen Lesern neue Perspektiven ermöglicht. Wie oben ausgeführt, sind in kulturwissenschaftlicher Hinsicht neue Zusammenhänge deutlich geworden. Ähnliches wird auch im Hinblick auf eine medialwissenschaftliche und theaterantropologische Problematik geleistet, die aus der Reaktion der schweizerischen Gesellschaft auf eine wohlbekanntere globale kulturelle Veränderung abzuleiten ist. In der Gegenwart erleben wir gerade eine neue technische Revolution mit der zunehmenden Dominanz der elektronischen und digitalen Medien. Historische Erfahrungen lehren uns, dass in solchen Prozessen alte Medien durch neue abgelöst werden können oder jedenfalls eine Dominanzverschiebung unter ihnen vollzogen wird. Die Daten und die Tendenzen in der gegenwärtigen Schweiz zeugen aber davon, dass das Theater diesen Veränderungen gegenüber resistent bleibt. Die historischen Theatertypen ziehen in 31 Stadttheatern, in den ca. 300 Spielstätten für freies Theater, in den Lokalitäten der ca. 900 Amateurguppen mehr als 4,5 Millionen

Theaterbesuche jährlich an – um nur die statistisch belegbaren Daten zu nennen, wozu noch die Zuschauer der neuen alternativen Formen und Spielstätten hinzukommen. Und wenn man überlegt, dass diese letzteren eben die junge Generation anziehen, dann ist leicht einzusehen, dass die schweizerische Gesellschaft ihr Interesse am Theater nicht verloren hat. Im Gegenteil, sie hat ein Bedürfnis danach – höchstwahrscheinlich wegen der eigenen positiven Erfahrungen mit dem Theater. Im lebendigen Theaterereignis kann nämlich das Erlebnis immer sinnlich konkret und dazu kollektiv erfahren

werden, aber auch zu einer kritischen Reflexion oder zu einer neuen sozialen oder künstlerischen Erkenntnis kann man im Theater kollektiv gelangen. Gerade diese anthropologische Funktion des Theaters – Akt der Selbstdarstellung und der Selbstreflexion einer Kultur zu sein – scheint das Theater in der Schweiz zu erfüllen.

Die letzteren Gedanken können beweisen, dass der Band mehr geleistet hat, als nur einen fundierten Beitrag zum Gegenwartstheater der Schweiz und das ist den Berner Theaterwissenschaftlern zu verdanken.

*Magdolna Balkányi (Debrecen)*

### **Szendi, Zoltán (Hg.): Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika zwischen 1880–1914. Wien: LIT Verlag, 2014. 192 S.**

Der vorliegende Band untersucht anhand deutschsprachiger Regionalperiodika den Zerfallsprozess in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie. Im Mittelpunkt des Bandes stehen vor allem die medien- bzw. kommunikationstechnischen Zusammenhänge und Formen, die Vermittlungsmöglichkeit und die meinungsbildende Macht des Pressewesens. Die regionalen Zeitungen hatten schon in dieser Zeit eine wichtige Transfer- und Relaisfunktion. Die hier gewonnenen Erkenntnisse tragen zu einem differenzierten Bild über die politischen Spannungen der Epoche und deren Medialisierung bei. Der Band dokumentiert die Ergebnisse eines internationalen Forschungsprojektes. Der thematische und methodische

Reichtum der hier veröffentlichten Studien ermöglicht zwar nur schwer eine genaue Einordnung oder Gruppierung, drei größere Einheiten können jedoch unterschieden werden. Den ersten Teil stellt die theoretische Einleitung von Gabrielle Melischek dar, die die Funktion der Medien in Krisensituationen untersucht mit Schwerpunkt auf die Identitätsfrage, wobei die Identität selbst als ein dynamisches Phänomen betrachtet wird. Den theoretischen Ausgangspunkt bildet die Überlegung, dass es in Konflikten im Wesentlichen um die Aushandlung von Identitäten geht, Identität aber nichts Abgeschlossenes ist, das sich bei Bedarf abrufen lässt, sondern der permanenten Verge-  
wässerung und Reflexion bedarf.



Die zweite und größte Einheit stellen jene Untersuchungen dar, die den Fokus auf die Konfliktsituationen legen, welche in den Zeitungen der verschiedenen Regionen der Doppelmonarchie vor bzw. während des Krieges entstanden. Bei der Reihenfolge der Beiträge wurde hier vor allem die Chronologie berücksichtigt. Zuerst untersucht die Abhandlung von Zoltán Szendi die düsteren Spannungsquellen in den Nummern der „Fünfkirchner Zeitung“ aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, die schon die Kriegsgefahr ankündigen. Unter den innenpolitischen Tendenzen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts spielte auch in Ungarn der Nationalismus eine immer größere Rolle. Das zeigte sich nicht zuletzt am Magyarisierungsprozess, der auf der Seite der Minderheiten als Assimilation wahrgenommen wurde. Das Schicksal der in Pécs erschienen „Fünfkirchner Zeitung“ bildet ein eindrückliches Beispiel dieses spannungserzeugenden Vorgangs. In der außenpolitischen Umgebung stellen die Vorzeichen der aggressiven Konfrontationen eine Jahrzehnte andauernde Bedrohung dar, bevor sie blutige Wirklichkeit wird. Die untersuchten Zeitungsartikel zeigen eindeutig, dass die Kriegsgefahr innerhalb und außerhalb Europas seit Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts fortwährend thematisiert wurde. Tanja Žigon analysiert Texte aus der deutschsprachigen Presse in Krain, Matjaž Birk und Anja Urekar Oswald untersuchen anhand der deutschsprachigen „Marburger Zeitung“ und des slowenischen Blattes „Slovenski

gospodar“, wie die „Bilder der regionalen Kultur zunehmend zur nationalkulturellen Abgrenzung instrumentalisiert“ (S. 67) werden. Bianca Bican nimmt das deutschsprachige „Siebenbürgisch-Deutsche Tagesblatt“ in den Blick. Tereza Pavlickova hebt in ihrem Beitrag anhand der Presstexte aus Znaim hervor, dass die Kontakte zwischen Deutschen und Tschechen „weit- aus zahlreicher und konstruktiver waren“ (S. 116), als es die Nationalisten auf beiden Seiten sehen wollten. Josef Tancer untersucht den Leitartikel der „Kaschauer Zeitung“, Zsuzsa Bognárs Beitrag stellt eine imagologische Untersuchung dar, die in der Tageszeitung „Pester Lloyd“ „den medialen Praktiken der Stereotypenbildung“ (S. 135) schon in den Kriegsjahren nachgeht. Die letzten zwei Beiträge bilden deshalb ein gesondertes Kapitel, weil sie über die Kriegsgefahr nur vermittelt berichten. Die deutschsprachige Presse in der Bukowina zeichnet sich durch ihre Sonderstellung aus, indem sie sich, infolge der multikulturellen Zusammensetzung der Bevölkerung, von der direkten Politik fernhalten wollte und konnte. Christina Spinei gewährt einen Einblick in die „Oase der Verständigung“ (S. 151), die mit dem Weltkrieg endgültig zerstört wurde. Ein ähnlich ‚idyllisches‘ Bild zeichnet sich in der Abhandlung von Lucia Mor ab, die das regionale Blatt „Der Bote vom Gardasee“ vorstellt. Auch diese Wochenzeitung plädierte „für ein friedliches, multikulturelles Zusammenleben“ (S. 10), wenn auch hauptsächlich aus geschäftlichen Interessen.

Naturwissenschaftliche Forschungen enthalten sich zu Recht der subjektiv-moralischen Meinung, was in den Sozialwissenschaften nicht immer gelingt, denn die hier gewonnenen Erkenntnisse beziehen sich unmittelbar auf uns selbst. So erwähnt z.B. Jozef Tancer gleich am Anfang seiner Erörterung das „Déjà-vu-Erlebnis“ (S. 9), den thematischen Zusammenhang zwischen der Trennung seines Geburtslandes Tschechoslowakei und „dem Untergang des Geburtslandes“ (S. 119) seiner Vorfahren in der Donaumonarchie, obwohl er sich der wesentlichen Unterschiede zwischen den historischen Umständen selbstverständlich bewusst ist. Da sich alle Beiträge mit den Vermittlungsfunktionen des Pressewesens in der k.u.k. Monarchie auseinandersetzen, tauchen

in ihnen sowohl die „mediale Verantwortung“ (S. 9) der Zeitungsberichte vor allem in der Krisenzeit als auch die Parallelen und Bezugspunkte zu unserer Zeit auf – worauf Zoltán Szendi im Vorwort hinweist: „die historischen Erfahrungen helfen uns beim Verständnis der Möglichkeiten und Gefahren der jeweiligen Massenkommunikation“ (S. 9). Die Ergebnisse der Forschungsarbeit bieten vielseitige Einsichten in die Krisensituationen, indem sie auch in der Alltagspolitik die Bruchlinien aufzeigen und so die gefährlichen Spannungsquellen markieren. So stellen die hier veröffentlichten Beiträge interessante Lektüren dar, die auch den Fachleuten neue Anregungen geben.

*Csilla Dömök (Pécs)*

## **Vaňková, Lenka et al. (Hg.): Emotionalität in deutschen und tschechischen Medientexten. Ostrave: Universitas Ostraviensis Facultas Philosophica, 2012. 207 S.**

Am Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Ostrava wird unter Mitarbeit von Kolleginnen aus Ústí nad Labem und Brno seit 2009 im Rahmen des Projekts „Ausdrucksmittel der Emotionalität im deutsch-tschechischen Sprachvergleich“ mit der Zielsetzung gearbeitet, „ein Inventar von morphologischen, syntaktischen, lexikalischen, stilistischen und Textuellen zusammenzustellen, durch die sich Emotionen in der tschechischen und in der deutschen Sprache manifestieren.“ (S. 5) Die tschechischen Forscherinnen und Forscher sind davon ausgegangen, dass

„unter der Emotionalität von Texten das gesamte in ihnen enthaltene emotionale Potenzial verstanden wird: Dazu gehören der Ausdruck von Emotionen, das Beschreiben von Emotionen sowie das Evozieren von Emotionen.“ (S. 5)

Die Länge des Beitrags ermöglicht hier nur eine kurze Vorstellung der einzelnen Arbeiten, ich beschränke mich also auf ein paar Worte zum Inhalt und auf den Gesamteindruck. Um eine möglichst umfassende Materialsammlung zu erfassen, wurde ein breites Spektrum von Texten einer Analyse unterzogen. Im Band konzen-

trieren sich die Autorinnen und Autoren auf einige ausgewählte Textsorten des massenmedialen Diskurses: Ratgeber-Texte, Leserbriefe, literarische Rezensionen, Sportberichterstattungen, populärwissenschaftliche Artikel, Online-Artikel und Facebook-Einträge. Die Autorinnen und Autoren sind den folgenden Fragen nachgegangen: (1) Welche emotionalen Mittel sind für die jeweilige Textsorte charakteristisch? (2) Inwiefern kann die funktionale Auslastung der einzelnen Mittel in beiden Sprachen übereinstimmen? Damit die deutschsprachigen Leser den Sprachvergleich nachvollziehen können, wurden alle tschechischen Texte von den Autorinnen und Autoren der jeweiligen Artikel ins Deutsche übersetzt. Im ersten Kapitel „Zur Emotionalität in deutschen und tschechischen Jugendzeitschriften am Beispiel von Ratgeber-Texten“ von *Hana Bergerová* wird nachgegangen, inwieweit die Emotionsbeschreibung und der Emotionsausdruck die Ratgeber-Texte der Jugendzeitschriften prägen, und welche sprachlichen Mittel der Emotionalität für den Anfrageteil und welche für den Antwortteil des Briefwechsels ausgewählt werden. Es wird festgestellt, dass in den Ratgeber-Texten meistens das emotionale Erleben eines jungen Menschen thematisiert wird. In dem von der emotionslinguistischen Kategorie „Emotionsdarstellung“ dominierten Anfrageteil findet man eine komplexe Erlebensthematisierung. Der Antwortteil hingegen wird durch die emotionslinguistische Kategorie „Emotionalisierung“ geprägt. Ratge-

ber-Texte in Jugendzeitschriften und Emotionalität gehören genauso zusammen wie Jugendliche und Emotionen. In dem folgenden Aufsatz „Emotionsdarstellung in Leserbriefen im deutsch-tschechischen Vergleich“ analysiert *Eva Ciešlarová* Leserbriefe aus deutschen und tschechischen Zeitschriften. Leserbriefe bieten einem die Möglichkeit, sich öffentlich zu aktuellen Themen, oft zu einem Ausgangsartikel zu äußern, also die Vermittlung von Fragen, Kritik, Lob, Vorschläge, Wünsche gehört zur Motivation der Leserbriefe. Ziel der Untersuchung ist es, festzustellen, welche Emotionen am häufigsten in den deutschen und tschechischen Leserbriefen vorkommen können und mit welchen sprachlichen Mitteln die Autoren sie versprachlichen. Nach Bucher (1986: 164) kann es zwei Typen von Zusammenhängen mit dem Ausgangstext geben: den Gegendarstellungs-Zusammenhang und den Ergänzungsdarstellungs-Zusammenhang. Im Rahmen einer Gegendarstellung tauchen meistens Ärger, Empörung, Entrüstung auf, eine Ergänzungsdarstellung kann sowohl lobend, als auch neutral oder kritisch sein. Zur Analyse werden Leserbriefe zwei seriösen Magazinen „Der Spiegel“ und „Týden“ [Die Woche] je einhundert Leserbriefe entnommen. Die Analyse hat gezeigt, dass in dem Korpus meistens negative Emotionen artikuliert wurden. Explizit wurden außer Ärger auch Angst, Freude und Trauer benannt, implizit hauptsächlich Ärger, Empörung und Entrüstung wurden zum Ausdruck gebracht. Zur Emotionalisierung der Leserbriefe trugen in beiden

Sprachen Adjektive, Adverbien, Modalwörter und Partikel, konnotativ markierte Wörter und feste Wendungen bei. Rhetorische Fragen, Exklamativsätze, Wunschsätze, Ellipsen und Ironie wurden auch benutzt. Aus der Analyse folgt, dass in fast jedem Leserbrief Emotionen zum Ausdruck gebracht wurden, und die wesentlichsten sprachlichen Mittel in beiden Sprachen übereinstimmen.

Im nächsten Beitrag „Der emotional beladene mediale Diskurs in Bezug auf literarische Texte. Die Textsorte Rezension als Bestandteil eines Romans“ berichtet *Eva Maria Hrdinová* über einen tschechischen Roman aus dem Jahre 2011 und über sein Echo. In dem Roman „*Tajná kniha*“ [das Geheimbuch] beschreibt *Irena Obermannová* in der 1. Person Singular das Leben einer geschiedenen Frau von 50 Jahren, die sich in einen viel älteren und verheirateten Dramatiker und Politiker verliebt. Der „Größte Tscheche“ schien dem ehemaligen Staatspräsidenten *Václav Havel* ähnlich und die Schriftstellerin gab später offen zu, dass es sich um *Václav Havel* handelte. Das Geheimbuch wurde in mehrerer Hinsicht zu einer Sensation. Die Mehrheit der Öffentlichkeit hat sich gegen *Obermannová* gestellt. Ihr wurden Geschmacklosigkeit, Sensationssucht und Habgier vorgeworfen. Im Beitrag werden vier Rezensionen des Romans analysiert, die Autorin geht den Fragen nach, inwiefern das Benennen von Emotionen, der Ausdruck von Emotionen und das Evozieren von Emotionen die Texte prägen, und ob das Maß der Emotionalität mit dem Charakter des Periodikums, in dem sich die Rezension befindet, zusammenhängen kann. Es

wurde festgestellt, dass bei den Rezensionen vor allem das Evozieren angestrebt wurde, und dass die negative Einstellung der Rezensenten überwog, was durch bestimmte sprachliche Mittel (wertende Adjektive, Metapher, ironische Formulierung, Spiel mit den Namen realer Personen, Phraseologismen) erreicht wurde, und drittens, dass der Ton der sprachlichen Merkmale nicht unbedingt mit dem Charakter der Periodika zusammenhängt. *Martin Mostýn* formuliert in seinem Aufsatz „Emotionalisierung in der deutschen und tschechischen Sportberichterstattung“ unter anderen die folgenden Fragen: (1) „Welche sprachlichen Mittel werden zur Emotionalisierung der geschriebenen Sportberichterstattung im Deutschen sowie im Tschechischen verwendet? (2) „Lassen sich Unterschiede hinsichtlich der gewählten Vertextungsstrategien und der eigenen stilistischen verzeichnen?“ (S. 92) Der Autor unterzog sowohl Print- als auch Online-Medien der Analyse. Es wurden insgesamt rund 150 auf Deutsch und 150 auf Tschechisch formulierten Texte nach sprachlichen Mitteln der Emotionalisierung untersucht. Die Analyse hat ergeben, dass in den analysierten Sportberichten zahlreiche wertende Lexeme und Intensivierungsmittel sowie metaphorische Wendungen herangezogen werden und die funktionale Auslastung der einzelnen sprachlichen Mittel der Emotionalisierung in den beiden untersuchten Sprachen meistens übereinstimmt.

Im Beitrag mit dem Titel „Zu Emotionalisierungsstrategien in der populärwissenschaftlichen Wissensvermittlung. Am Beispiel von Texten aus dem Be-

reich Medizin“ untersuchte *Lenka Vaňkova*, inwiefern Emotionalisierungsstrategien in deutschen und tschechischen populärwissenschaftlichen Zeitungsartikeln zu beobachten sind. Die Analyse der Texte hat gezeigt, dass in den Artikeln zur Emotionalisierung der Präsentation von Fachinhalten oft visuelle Reize wie Fotos, Abbildungen beitragen, die keinen unmittelbaren Bezug zum dargestellten Sachverhalt haben und vor allem auf die Befindlichkeiten der Leser abzielen. Auf der Satzebene gehören Fragesätze zu den Emotionalisierungsmitteln, beim Evozieren von Emotionen spielen lexikalische Mittel eine besondere Rolle: emotionsbezeichnende Substantive, Verben, Adjektive, Adverbien, Grad- und Modalpartikeln, umgangssprachliche Ausdrücke und Wendungen, die Verwendung der direkten Rede, Antithesen, Metaphern führen dazu, dass die populärwissenschaftlichen Periodika emotionalisierender wirken und in erster Linie die tschechischen Magazine sich dem Geschmack eines breiteren Publikums anpassen, so dass sich eine deutliche Tendenz zur Boulevardisierung beobachten lässt.

*Jiřina Malá* beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Verbalisierung von Emotionen in Online-Artikeln. Eine Textanalyse anhand von Info-Texten aus SPIEGELONLINE.de und iDES.cz“ mit der Versprachlichung von Emotionen in Online-Texten. Elf deutsche und sieben tschechische Artikel wurden analysiert. Die sprachlichen Mittel zum Ausdruck, Beschreiben und Hervorrufen von Emotionen wurden dokumentiert und untersucht. In den Neuen Medien spielen sich gegenwärtig inter-

essante Wandlungen auf mehreren Ebenen ab. Tendenzen vom Infotainment und Boulevardisierung charakterisieren die Online-Zeitungsartikel. Infografiken (Fotos, Logos, Tabellen, Landkarten), bewegte Bilder, Musik, Geräusche ergänzen die Hypertexte. In der Analyse wurden Nachrichten mit dem Thema Wirbelsturm „Sandy“ in den USA, besonders in New York verfolgt. Es wurde festgestellt, dass all die untersuchten Online-Zeitungsartikel ein hohes Potenzial an Emotionalisierung aufweisen, und in beiden Medien die gleichen Textstrategien und die gleichen stilistischen Mittel zur Verbalisierung von Emotionen benutzt wurden. Personalisieren, Intensivieren und Anschaulichmachen wurden sprachlich realisiert. Die Emotionen wurden nicht zu intensiv durch Benennungen evoziert, sondern eher durch Situationsschilderungen, Fotostrecken und Videos. Die untersuchten Online-Artikel hatten das Ziel, nicht nur Emotionen wie Mitleid, Solidarität zu evozieren, sondern auch zum „Hervorrufen der Emotion Vergnügen an einer genussvollen Lektüre vonseiten der Textproduzenten ergeben.“ (S. 173) beitragen. Es hat sich erwiesen, dass in der letzten Zeit auch die Unterhaltsamkeit eine immer weniger zu unterschätzende Medienfunktion ist.

*Milan Piřl* berichtet in seinem Aufsatz „Facebook und Emotionen“ über die Charakteristik von Facebook, über die Aktivitäten, über die Emotionen und das soziale Verhalten im Facebook. Der Autor hat als Untersuchungsmaterial die Aktivität seiner eigenen Facebook-Freunde gewählt. Mit etwa 200

Menschen ist er direkt befreundet und weitere 100 kann er als „Freunde von Freunden“ bezeichnen. Etwa die Hälfte sind deutsche Benutzer. Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Inhalte im Facebook oft zugespitzt und intensiviert werden. Diese Ausdrucksverstärkung wird von visuellen Mitteln begleitet, Emoticons, Smileys, Interpunktionszeichen, Buchstabenwiederholung ergänzen die Kommunikation. Die im Facebook zum Ausdruck gebrachten Emotionen können als eindeutig positiv oder eindeutig negativ bezeichnet werden und die sprachlichen Mittel sind auch nicht kompliziert. Zwischen den deutschen und tschechischen Nutzern hat sich die Analyse in Bezug auf den Ausdruck von Emotionen keine deutlichen Unterschiede gezeigt, so kann man die Kommunikation

im Facebook auch kulturübergreifend bezeichnen. Die Untersuchung hat auch bestätigt, dass durch die heutige Informationsüberlastung verursacht wird, dass „in erster Linie emotionale, schockierende und zugespitzte Inhalte wahrgenommen werden.“ (S. 194)

Im Allgemeinen kann festgestellt werden, dass der Sammelband spannend und vielseitig genug ist, um den Interessierten und auch Außenstehenden Einblick in die Problematik der Verbalisierung von Emotionen in Medien-Texten zu bieten. Als ungarische Germanistin kann ich feststellen, dass die Beiträge im Band nicht nur beim Lesen Spaß machen, sondern man kann sogar mehrere Anregungen zu ähnlichen Untersuchungen im deutsch-ungarischen Sprachvergleich bekommen.

*Éva Tóth (Budapest)*